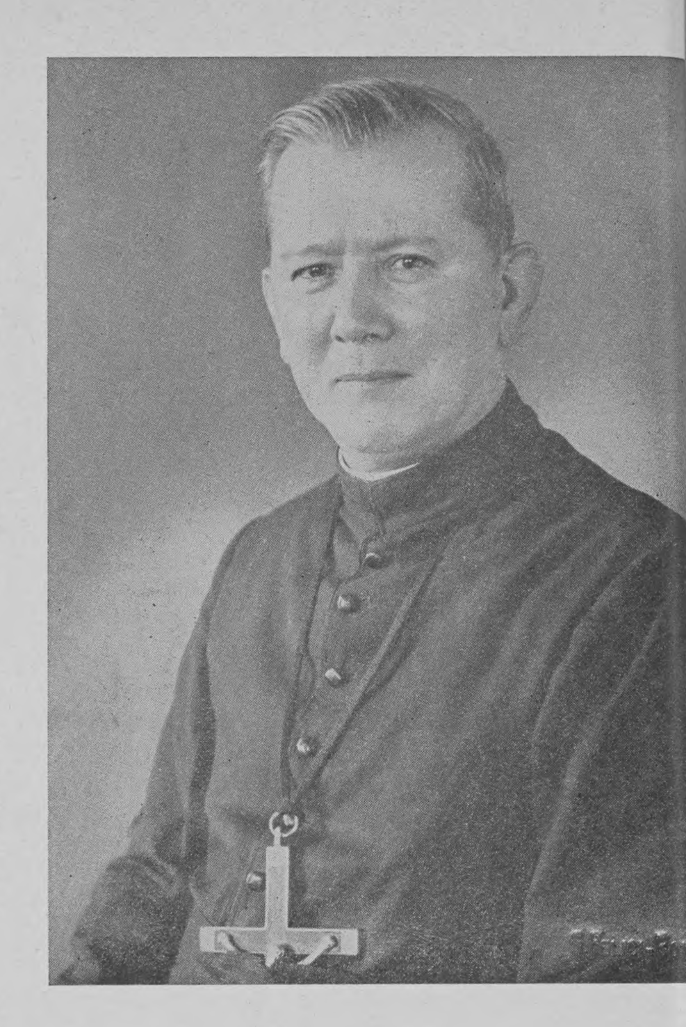
Juli - August
1950



DER MARIENBOTE

25 Jahre Priester



Im Juni dieses Jahres feierte der hochwürdigste Herr Pater Leo Deschatelets O.M.J., Generaloberer der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria, sein fünfundzwanzigstes Priesterjubiläum. Die Oblaten der St. Marienprovinz, die Leser des Marienboten und alle unsere Freunde wünschen dem hochwürdigsten Jubilar Gottes reichsten Segen. Unter des Jubilaren geistigen Führung stehen die Oblaten der ganzen Welt so wie auch alle Seelen, die der Priester- und Missionsarbeit der Oblaten anvertraut sind.

Zu Weihnachten schrieb der hochwürdigste Jubilar einen Brief an den Schriftleiter des Marienboten, in dem er allen Lesern seine freundlichsten Grüße entbot, und dem Marienboten reichstes Gedeihen wünschte. Der hochwürdigste Pater Generalobere kennt den Marienboten sehr gut. Er sammelte jede Nummer, als er vor nicht so langer Zeit noch Oberer unseres Oblatenpriesterseminars von Ottawa war.

Pater Generaloberer Leo Deschatlets O.M.J. ist Kanadier. Er war im Osten Canadas zum Priester geweiht, wirkte als Professor am Priesterseminar, wurde später zum Leiter des Seminars und zum Provinzialoberen der französischen Ostprovinz (Canada) ernannt. Im Frühjahr des Jahres 1947 erwählte das Generalkapitel der Oblaten den Jubilaren zum Generaloberen der Oblatengenossenschaft. Die Verdienste, die Pater Generaloberer sich während seiner jetzt erst dreijährigen Amtszeit erwarb, sind nicht zu schätzen. Ein ganz neuer Geist geht von ihm aus, der sich langsam zu formen beginnt, der sich auch bald in der Seelenleitung der Oblaten bemerkbar machen wird.

Die Welt ist voll des Bösen. Still und leise erwacht aber auch ein Geist, der aufs Ganze geht. Der alle Halbheiten des Christentums zu beseitigen sucht, um wahrer Christenheiligkeit feste Bahn zu schaffen. Hier und da beginnt man wieder zu sprechen: „Es ist nicht genug, daß du Christ bist. Sei heiliger Christ!"

Zu den Männern, die dieses neue und doch so uralte Christenprogramm wieder aufbauen wollen, gehört der hochwürdigste Pater L. Deschatelets O.M.J. Jede seiner Anweisungen, die er seinen Oblatenpatres regelmäßig zusendet, ist voller praktischer Winke, wie dieses Ziel zu erreichen sei.

Möge Gott, möge auch die reinste Jungfrau diese Arbeit unseres Generaloberen reichlichst segnen. Wie dürstender Acker auf das Naß des Regens, so harren unzählbare Seelen, Priesterseelen und Laienseelen, auf das Aufstrahlen neuer Christenheiligkeit in Gottes großer Welt. Große, heiligmäßige Führer brauchen wir, die uns den Weg zeigen aus Verwirrung zur Geradheit des Denkens, des Wollens und Handelns und Liebens.

Gott segne unseren hochwürdigsten Jubilaren. Unbefleckte Jungfrau, sei mit ihm und leite ihn alle Tage seines Lebens!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang 15. Juli 1950, North Battleford, Sask. No.10—11

Dies und Das

Unter dem Feldkreuz. An der Landstraße, die durch die Weite unserer Prärieäcker zieht, steht ein altes Kreuz. Winde und Stürme haben es zur Seite geneigt. Schmucklos, hartkantig, rauh und roh ist das Holz seiner Balken. Früher war dieses Kreuz einmal angestrichen gewesen. Damals, als die Menschen noch zu ihm gingen, um zum Manne des Kreuzes um Segen für Hof und Saat zu beten. Heute schaut selten einer auf das alte Feldkreuz. Würden die Menschen hinschauen, würden sie merken, daß es am Zerfallen ist.

Tiefe Trauer herrscht weit und breit um das Kreuz herum. Ausgebrannt liegen die Saaten im grellen Sonnenlicht, ausgebrannt und zerfressen von Heuschrecken. Das lebende Grün des Frühlings war nur von kurzer Dauer gewesen, und zum dunklen Grün des Fruchtens und Reifens wird es wohl nicht kommen. Staubgrau sind die Felder, und die über ihnen liegende Stille ist unheimlich. Leise nagt der Tod in dieser Stille an dem immer noch um ihr Leben kämpfenden Keimen der Saaten.

„Unser tägliches Brot gib uns heute!", fleht klagend der Bauer. Er muß stark an sich halten, denn der Hohn, mit dem ihn die Fratze der Verzweiflug aus der sterbenden Scholle angrinst, wühlt hart durch Herz und Seele.

Hoch über derselben Scholle steht das alte Kreuz, das Zeichen des Leben von Golgatha. Wie Unser Herr in der Not ist dieses alte Feldkreuz. Verlassen, vergessen von Menschen, ganz ohne Ehr und Anreiz, ganz wie das trostlose Karfreitagssterben der Kreuzesmannes, der da in großem Leid zum Himmel aufschrie: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

Wo Gott redet, da ist jedoch auch immer Leben. Und wo Leben ist, da ist selbst im Sterben die Hoffnung. Hatte der Gottessohn nicht auch am Kreuze gebetet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"? Ist in diesem Worte nicht alle Gottesliebe enthalten, die seit Anbeginn auf uns Sünder in unermeßbaren Fluten herabströmt?

Ja, so ist es. Wo Gott ist, da ist auch immer die rettende Liebe. Wäre Gott auch ganz allein, ganz ohne Engelschöre und ganz ohne die Heiligen des Himmels, herabschauend nur auf Teufel und Sünder, seiner Liebe wäre doch kein Ende und seine Hand bliebe genau so ausgestreckt dem sündigen Menschen, wie sie segnend über Maria und allen Heiligen liegt.

„Gott ist die Vollkommenheit aller Vollkommenheiten," sagte die heilige Nonne Theresia vom Kinde Jesu einmal. „Aber, es ist doch eine große Schwachheit an ihm. Gott ist blind. Er ist allwis-

send, und doch — Er kann nicht rechnen. Wäre Er wirklich sehend und nicht blind, könnte Er auch richtig rechnen, dann hätte Er uns schon längst unserer Sünde wegen vernichten müssen. Seine Liebe jedoch macht ihn blind. Um Gott blind zu halten, und um zu verhüten, daß Gott richtig zu rechnen beginnt, mußt du lernen, Gottes Herz zu gewinnen .... Das ist Gottes schwache Seite."

Die Heiligen wissen, was sie sagen. Gottes Geist leitet ihr Denken und führt ihr Reden. Sie glauben an die unendliche Güte Gottes, sie hoffen auf diese Güte, und sie lieben sie brennend mit einer Liebe, die nicht mehr menschlich ist, die von Jesus selbst kommt, der in den Heiligen lebt, leidet und büßt, der aus ihnen verzeiht, der durch sie die Menschen führt und mit Gnade erfüllt.

Gott ist gut, trotz Sonnenbrand und Heuschrecken. Gott ist gut, trotz der Verlassenheit, in der seine Wegkreuze an unseren Straßen stehen. Gott ist gut, trotz der unheimlichen Sünden, die Er von uns immer tiefer sinkenden Menschen erntet.

Gott ist gut, denn Er allein ist heilig und groß und ganz ewige Liebe.

Als der Regen kam. Als der Regen kam, war es Donnerstag. Das erste Morgengebet des Priesterbreviers — die Prima — begann mit Psalm 22: „Mein Hirte ist der Herr, nichts mangelt mir; er weidet mich auf grüner Au. Er führt mich hin zum Born der Labe, dort spendet er Erquickung meiner Seele. Er leitet mich auf rechten Pfaden, um seines Namens willen. Auch wenn ich wandeln muß in Todesschatten, kein Unheil fürchte ich, du bist bei mir. Dein Stecken und dein Stab, die trösten mich. Du hast den Tisch mir zubereitet, den Feinden zur Beschämung. Du hast mein Haupt mit Öl gesalbt, mein Kelch, wie köstlich ist er mir gefüllt. So möge deine Huld mich denn geleiten, durch alle Tage meines Lebens. Im Haus des Herrn darf ich verweilen durch alle meine Tage."

Große Wasserpfützen bilden sich um das alte Feldkreuz herum. Selten nur sieht man so etwas in unserem Lande der Dürre. Segen ist uns jedes Regentröpflein, das von Gottes hohen Himmel kommt. Mit frohem Herzschlagen steht der Bauer am Fenster seines Hauses und schaut hinein in den jagenden Wind, der immer mehr Wolken dahertreibt und immer schwerere Ströme des Regens über die erzitternden Saaten gießt. Wie die Tropfen ohne Zahl, so viel mal und noch viel mehr, sei gelobet Gott der Herr!

Da zeigt er es, an diesem Donnerstag, daß er doch unser Hirte ist, der an uns denkt, der uns nichts mangeln läßt und uns weiden kann auf grüner Au, so wir uns nur weiden lassen.

Neues Hoffen kam mit diesem Regen. Mit dem Regen von heute.

Draußen im Felde steht aber immer noch die Verlassenheit des alten Feldkreuzes. Der Regen macht die Kanten seiner Balken um nichts weicher. Es ist immer noch nur der Eine, der gelitten hat, was wir leiden sollten. Es ist immer noch nur der Eine, der im mystischen Heilandsleibe weiter leidet, was wir leiden sollten, und weiter betet, was wir beten sollten.

„Er leitet mich auf rechten Pfaden", sagt der heutige Psalm 22.

Ja, er leitet uns. Lassen wir uns aber leiten? Jesu Leitung führt dem schmalen Wege zu. Führt auf den Weg der Armut im Geiste, der Reinheit von Sündenlust, und der Demut des Denkens und des Wollens. Er läßt es gut gehen denen, die nicht arm und demütig im Geiste werden wollen. Wer den rechten Pfad nicht wandeln will, der geht halt den unrechten Weg, auf dem viel Geld zu finden ist, viel Weltfreude der Sünde und viel Ehrung und·

Für Juli und August
hat der
Marienbote
nur
EINE AUSGABE




Ruhm der Erde. Auf den Frommen wartet das hartchantige Kreuz des staubigen, durch dürre Äcker führenden Weges der vierzehn Kreuzwegstationen. Auf diesem Pfade wird es dem Guten nicht besser ergehen, als es am Heiland selber geschah.

Wie geschah es jedoch am Heiland?

Es waren nicht nur Schweiß und Blut, es waren nicht nur Dornenkrone und bitteres Sterben, was dem Kreuzweg für ewige Zeiten die Heiligkeit des Himmels gab. Jesu Sterben war doch ein Sterben in liebender Buße, ein Sterben des alten Menschen, damit der neue, der gottesfrohe Mensch erwache. Jener Mensch, der heraus will aus der Saat des Bösen, zurück zu seinem Ursprung, der im heiligen, ewigen Leben der Gottheit verborgen ist.

Leben vom Leben Gottes ist des Menschen Seele. Leben vom Leben Satans möchte die Hölle ihm geben. Darum ist es geschehen, daß unser Leib und unser Geist in so große Not der Sünde geriet. Darum ist es geschehen, daß wir so gottesblind geworden sind und nicht mehr sehen können die Wahrheit des Kreuzweges. Jenes Kreuzweges der Not, der Enttäuschung, des Hungerns und des Leidens, auf dem allein begnadende Buße und durchgöttlichende Liebe wachsen.

So ist der Pfad, von dem der heutige Psalm 22 spricht.

Dankend schauen wir hinein in den Regen, der unsere Felder netzt. Gott hat ihn gegeben, Gott kann auch die Frucht dieses Regens wieder von uns nehmen. Eines wird Gott jedoch nie uns fortnehmen: Und das ist die Liebe, die wir für ihn haben, sei sie groß, oder sei sie nur sehr klein. Große Liebe macht er größer, den Keim der schwachen Liebe möchte er zum Wachstum bringen, auf daß sie aufsprieße und Buße bringe und Heiligung nach seinem Ebenbild.

Was werden wir nun tun? Werden wir ihn loben, ohne nach dem Pfad zu suchen, den Gott uns führen will? Werden wir nach seinen irdischen Gaben greifen — wie wir es immer getan — ohne an das harte, vergessene Feldkreuz zu denken? Werden wir unser Brot essen, ohne die Nöte der Buße und des Tötens der alten Sündhaftigkeit auf uns zu nehmen?

Gott ist gut. Er ist Güte uns gegenüber, und er ehret seine Heiligkeit. Darum segnet er trotz unserer Sünden, und darum straft und kreuzigt er wegen unsrer Sünden. Gottähnlich soll der Mensch sein, der da immer ähnlicher wird dem Bösen. Gottähnlich soll der Mensch werden. Hier auf Erden ähnlich dem großen Sterber am Holz — ähnlich der ewigen Herrlichkeit des Dreieinigen.

Nasser Regen fällt vom Himmel. Er erneuert das Leben unserer Felder, neues Wachstum, neues Hoffen, neues Reifen bringend.

Wo ist aber nur die Erneuerung der Geister in Gott? Die neue Heiligkeit, die da büßt und wäscht und sich emporhebt in neuer Liebe zu Gott?

„Möge deine Huld uns denn geleiten, durch alle Tage unseres Lebens!"

Der Schriftleiter.

Die Ackerwinde

Nur unscheinbar ist das Blumengewand
der Ackerwinde am Flurenrand,
und dennoch fing in des Kelches Schrein
sie alle Süße des Sommers ein.
Ihr Blumenseelchen freut sich im Stillen
am Flug der Falter, am Sang der Grillen.
Und zwischen Mohn und Zyanenblau
hebt sie der Blüte zierlichen Bau,
rankt sich empor an den körnerschweren,
reifegesegneten goldenen Ähren,
windet ihr liebliches Blumensein
fest um den uralten Bildstock am Rain.
Und sonnenseligen Angesichts
überrieselt von Strömen des Lichts,
schenkt sie ihr blühendes Duftgewinde
der Muttergottes und ihrem Kinde.

Josefine Moos



Unsere Liebe Frau von Cap

vom Schriftleiter

Nordöstlich von Montreal, an der dem St. Lorenzstrom entlanglaufenden Bahnlinie zwischen Montreal und Quebec, liegt die Stadt Three Rivers. Durch den St. Maurice Fluß von Three Rivers getrennt finden wir die Ortschaft Cap-de-la-Madeleine. Der Name dieser Ortschaft war von einem Jesuiten Missionar erdacht, der im Jahre 1649 in jener Gegend das Wort Gottes predigte. 1651 wurde in Cap-de-la-Madeleine eine katholische Pfarrei gegründet, die lange Zeit von den Jesuiten versehen wurde.

1714 baute ein Priester in Cap-de-la-Madeleine ein kleines Marienheiligtum, das ganze hundertfünfzig Jahre der weiten Welt unbekannt blieb. 1864 bekam Cap-de-la-Madeleine einen neuen Pfarrpriester. Lucas Desilets war der Name dieses Pfarrers, der da mit so viel Marienliebe bis 1888 in Cap-de-la-Madeleine lebte. Er machte es sich zum Ziel seines Lebens, die heilige Rosenkranzandacht in die Seelen aller Menschen zu pflanzen.

Bald kamen auch die Leute von weit und breit daher, um mit Pfarrer Lucas tagtäglich den Rosenkranz zu beten. Pater Lucas freute sich, und er machte sich Sorgen. Das kleine Marienkirchlein von 1714 wurde nähmlich immer ungenügsamer. Es konnte die vielen Beter nicht mehr fassen. Da beschloß Pfarrer Lucas Desilets eine neue, größere Marienkirche zu bauen. Das alte Kirchlein sollte abgerissen werden.

Maria hatte jedoch andere Pläne. Seit 1714 hatte sie sich all' die unzählbaren Gebete angehört, die in Cap-de-la-Madeleine zu ihr, der Hilfe der Christen und dem Trost der Betrübten, hinaufgesandt wurden. Jetzt war es Zeit, daß sie rede.

Pfarrer Lucas und seine Gemeindekinder brauchten zum Bau des neuen Kirchleins Baumaterial, das von der anderen Seite des Flusses geholt werden mußte. Wie sollte man das Baumaterial jedoch über den reißenden Fluß bekommen? Der Fluß muß einfrieren. Nur über festes Eis läßt sich transportieren, was zum Bau des neuen Heiligtums nötig ist.

Der St. Lorenzstrom wollte jedoch nicht gefrieren. Der Winter kam, er zog dahin, und neigte sich bereits seinem Ende zu, ohne daß sich Eis bilden wollte, das hart genug war, um den Transport beginnen zu können.

Pfarrer Lucas betete mit seinen Leute ohne Unterlaß. Als er sah, daß die Aussicht auf festes Flußeis immer kleiner wurde, machte er ein Gelöbnis: Maria zu Ehren wolle er das alte Heiligtum von 1714 stehen lassen, falls Maria von Gott die Gnade erbitte, daß sich der Fluß doch noch vereise. Eine ununterbrochene Brücke von Rosenkränzen solle in diesem alten Heiligtum gebetet werden.

Und dann geschah das Wunder. Es bildete sich zu ganz unerwarteter Zeit festes Eis, und alle Baumaterialien konnten leicht über den Fluß gebracht werden. Das war im Jahre 1879, und dieses Geschehnis ist als erstes Wunder verzeichnet, das Unsere Liebe Frau von Cap gewirkt. Von jener Zeit an ist das alte Marienheiligtum von 1714 der Königin vom Rosenkranz geweiht.

Neun Jahre später, im Jahre 1888, wurde eine Statue Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz über den Hauptaltar der Marienkirche von Cap-de-leMadeleine gestellt. Voller Marienliebe und Marienfreude stellte sich der fromme Pfarrpriester vor diese Statue und fragte laut, ob Maria, die Liebe Frau von Cap, zur Köni-

gin von Canada erhoben zu werden wünsche.

Da öffneten sich die Augen der Statue, und Marias Blick zog westwärts, in die Weiten des großen Landes Canada.

Dieses Wunder der erhobenen und belebten Augen der Marienstatue von Cap-de-la-Madeleine war der Anfang der vielen Gnadenwunder, die von jener Zeit an durch Unsere Liebe Frau von Cap sich hier auf Erden zeigten. So bekannt wurde Marias Gnadenwirken in Cap-de-la-Madeleine, daß der Heilige Vater die Statue im Jahre 1904 mit einer von ihm selbst gestifteten Krone feierlich zu krönen befahl. Fünf Jahre später, im Jahre 1909, erhoben die Bischöfe Canadas den Gnadenort von Cap-de-la-Madeleine zum National-Marienheiligtum von Canada.

Maria, Unsere Liebe Frau von Cap, soll über Canada wachen, zu ihr soll der kanadische Katholik beten und wallfahrten.

Canada ist jedoch groß, und der Durchschnittskatholik ist arm. Er wohnt viel zu weit von Cap-de-la-Madeleine entfernt, um überhaupt diesen Namen zu kennen. Ganz unbekannt den meisten Katholiken westlich von Quebec und Westontario blieb Unsere Liebe Frau von Cap. Bis Maria auch dieses änderte.

Als vor ein paar Jahren der große Marianische Kongreß von Ottawa stattfand, fuhren die Oblaten, die seit langem schon Hüter des Heiligtums Unserer Lieben Frau von Cap sind, mit einer Statue von Cap-de-la-Madeleine nach Ottawa, die genau nach dem Muster der Gnadenstatue von Cap angefertigt wurde. Zwei Millionen Menschen verehrten diese Statue und küßten ihren Fuß.

Maria von Cap

(Nach der Melodie: Maria Maienkönigin.)

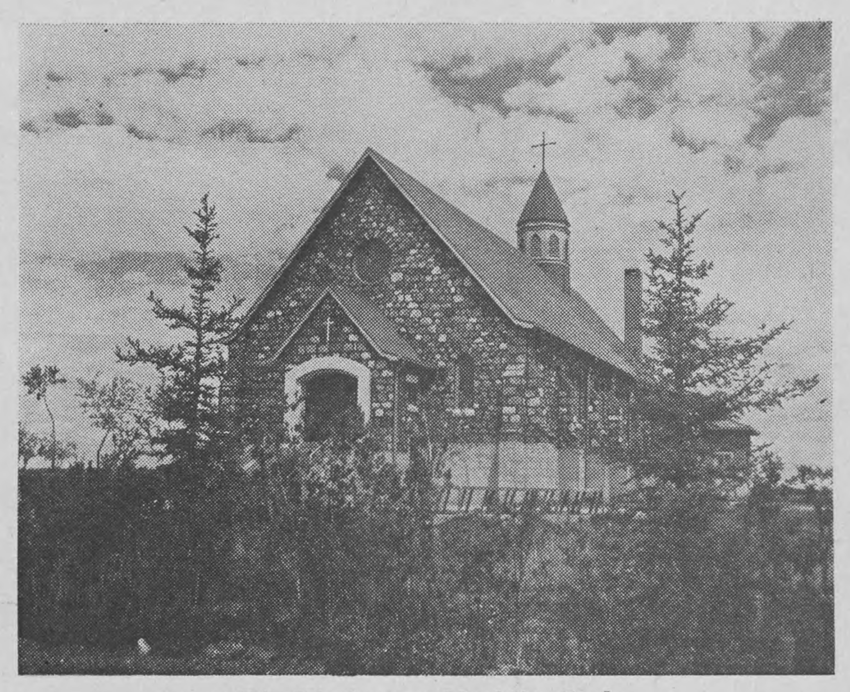
Maria, heil'ge Frau von Cap,
Wie groß ist dein Erbarmen!
Du schaust so mild auf uns herab,
Und kommest zu uns Armen!

Dein unbeflecktes reines Herz
Schreckt nicht vor unsren Sünden,
Du kommst, uns deines Sohnes Schmerz
Und Liebe zu verkünden.

Was sollen wir nur opfern Dir,
Du Heiligste der Reinen,
So arm sind Herz und Hände mir,
So reich bin ich an Weinen.

O segne, hohe Königin,
Mein Schaffen und mein Lieben,
In Tränen reichen wir Dir hin
Die Reue, die geblieben.

O segne, holde Mutterhand,
Die Kinder und die Kranken,
O segne Saat und Haus und Land,
Und segne unser Danken.



Die Kirche von Macklin, Sask.

Neuntägige Andacht

zu Unserer Lieben Frau von Cap

Heilige Mutter Gottes, unsere barmherzige Mutter, wir deine Kinder werfen uns demütig vor Dir nieder und bitten um deine Gnade und deine mütterliche Hilfe.

Mit großem Vertrauen kommen wir zu Dir, Du Königin des Heiligen Rosenkranzes, zu Dir wenden wir unsere Herzen, erflehe für uns die besondere Gnade, um die wir uns heute an Dich wenden.

Erflehe für uns Gesundheit des Leibes und Reinheit des Herzens; vermehre in uns den Glauben und die Liebe, damit wir deinen Göttlichen Sohn mehr und mehr erkennen und Ihm standhaft dienen.

O Du liebliche und barmherzige Mutter, bitte für diejenigen, die uns teuer sind, heile die Kranken, tröste die Sterbenden und erbarme Dich der abgestorbenen Christgläubigen, schütze unsere Familien, erhalte unser Vaterland und bewahre unsere Heilige Mutter die Kirche von allem Übel.

Unsere Liebe Frau von Cap, Königin des Heiligen Rosenkranzes, gib uns die Gnade Dich immer mehr zu lieben, damit wir, mit Dir vereint, eines Tages im Himmel deinen Sohn auf ewig lobpreisen werden. Amen.



Volle 24 Stunden beteten die Mackliner den Rosenkranz.

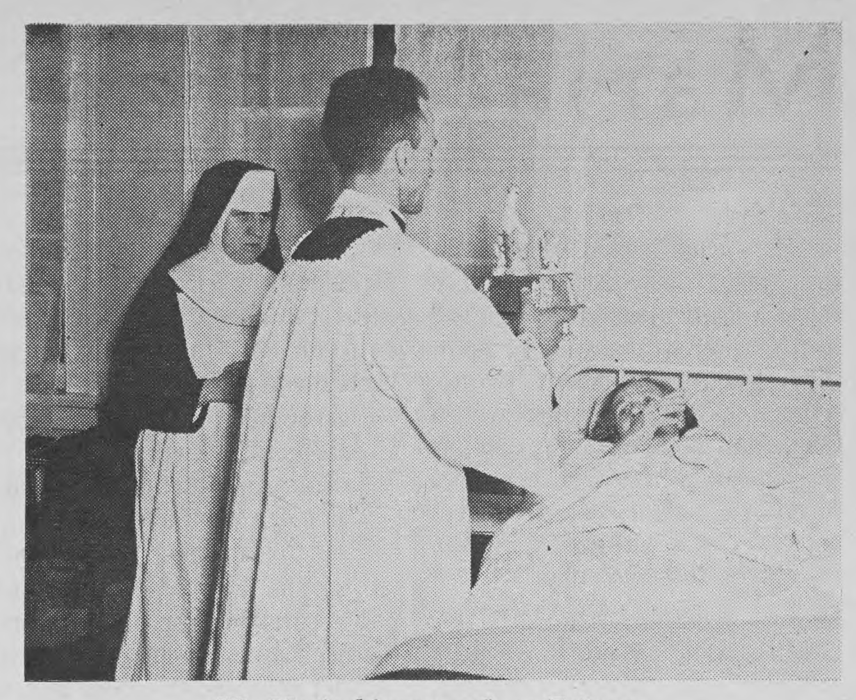
Nachdem der Marianische Kongreß schon längst vorüber war, kam den Oblaten von Cap ein ganz außerordentlicher Gedanke. 1950 ist das Heilige Jahr. Und im Jahre 1954 wird die große Jahrhundertfeier der feierlichen Erkärung der Unbefleckten Empfängnis Mariens in aller Welt gefeiert werden. Bis zum Jahre 1954 sollte jeder kanadische Katholik mit Unserer Lieben Frau von Cap, der Königin Canadas, bekannt werden. Bis zur Jahrhundertsfeier sind es noch vier Jahre. Wenn die Menschen nicht zum Gnadenbilde kommen können, warum nicht das Gnadenbild zu den Leuten bringen?

Dieser große Gedanke fand bald Erfüllung. Zwei Patres machten sich auf den weiten, vierjahrelangen Weg durch Canada. Mit einem Lastauto ein kleines Heiligtum schleppend, in dem die für den Marianischen Kongreß von Ottawa geschnitzte Statue Unserer Lieben Frau von Cap verwahrt ist, fahren die Patres nun von Ortschaft zu Ortschaft, predigend, betend, und große, neue Marienliebe verbreitend.

Am Pfingstsonntag kam das Bild Unserer Lieben Frau von Cap auch zu uns in die St. Josephskolonie in Saskatchewan. In St. Boniface hatte sie ihre Pilgerfahrt durch den Westen Canadas begonnen. Von dort fuhr sie durch Schnee und Schlamm nach Lebret und nach Regina, von Regina nach Saskatoon, von Saskatoon bis an die Westküste. Von Vancouver kam sie wieder in die Prärie, und zwar direkt nach Macklin, Sask., wo sie ihre Reise durch die St. Josephskolonie begann

Eigenartig, was die Statue Unserer Lieben Frau von Cap

während ihres Besuches den Leuten antat. Als sie kurz vor der Abendandacht am Pfingstsonntage nach Macklin kam, schaute man ihr etwas fremd entgegen. Niemand wußte, was es geben werde. Man hatte gehört, daß hier und da durch die fahrende Statue Unserer Lieben Frau von Cap Wunder geschehen seien. Genaues wußte niemand darüber zu sagen. Man wußte nicht einmal, daß Maria von Cap eigentlich die Gnadenmutter aller Kanadier sei. Cap-de-la-Madeleine war ein unbekannter Name, und Unsere Liebe Frau von Cap war genau so unbekannt, fremd und unanziehend, wie das Vaterunser in französischer Sprache dem nichtfranzösischen Kanadier ist.



Wo Maria hinzog, gab es Tränen.

Als das Gnadenbild jedoch in Macklin einzog, als man das traute „Ave, Ave Maria" hörte, das da zum ersten Male so laut und so klingend über die Weiten unserer Prärie sang und klang, da wurde es den Leuten kalt. Da sah man plötzlich große Tränen aus vielen Augen fließen.

Laut durch ihre Lautsprecher den Gruß an Maria singend, kamen die Oblaten in Macklin an. Sie ließen das Gnadenbild von Männern in die Kirche tragen. Vor dem Marienbilde verkündeten sie, daß sofort ein ununterbrochener Rosenkranz begonnen werden müsse. Wer wolle die ganze Nacht lang hier bleiben und beten?

Pater Sluga O.M.J. von Denzil übersetzte unseren deutschsprechenden Katholiken die Frage der mit der Gnadenstatue reisenden Patres. Die Leute meldeten sich sofort. Und sie blieben und beteten volle vierundzwanzig Stunden den Rosenkranz.

Als man das Gnadenbild am nächsten Tage zur Weiterfahrt rüstete, wurde es schlimm. Dieser Abschied war schwerer als der Abschied von einem Toten, dessen Sarg man schließt. Da kamen die Tränen noch viel reicher, und das Empfinden war viel tiefer als am vorhergegangenen Tage. Maria von Cap, die nie da war, fehlte auf einmal. Es war, als zöge das Liebste und das Heiligste, das man nach dem Heiland hat, aus der Kirche fort.

In langer Autoreihe schlossen sich die Mackliner Leute dem fahrenden Marienheiligtum an und fuhren, immer noch den Rosenkranz betend, mit ihm nach Primate.

Wie ein Lauffeuer zog sich die Kunde über die unbeschreibbare Anziehungskraft der Gnadenstatue von Cap durch die Kolonie. Von weit und breit kamen die Leute gefahren, um vor ihr so lange und so oft als nur möglich zu beten. Viele unserer Katholiken fuhren jeden Tag mit Statue, von Macklin nach Primate, von Primate nach Großwerder, Salvador, Reward, St. Johannes, Denzil, St. Peter, St. Donatus, Luseland, Kerrobert, und von dort nach Tramping Lake, Revenue, Scott, Landis, Handel, Leipzig, Unity und Wilkie, wo der Triumphzug Unserer Lieben Frau von Cap durch die St. Josephskolonie in feierlichster Mitternachtmesse im Freien seinen Abschluß fand.

Wo Maria hinzog, gab es Tränen. Tränen der Erschütterung, Tränen tiefer Frömmigkeit, Tränen des Leides und der Reue, Tränen der Liebe und Tränen des Abschiedswehs. Überall ließ sie etwas Unaussprechbares in den Seelen zurück. Das Unaussprechbare des Heimwehs der Seele nach der Reinheit Gottes. Ob während dieser Pilgerreise durch die St. Josephskolonie Wunder geschahen? Das wissen wir nicht. Wir wissen aber von Wundern der Bekehrung, die das Gnadenbild verursachte. Weinend bat eine Frau

Maria Ketten

Von Ludwig Peißenberger

Aus den breiten Ebene, die den Strom bis zu seiner Mündung hinunter begleitet, hebt sich weithin sichtbar ein Hügel empor. Mit seinen grün bebuschten Abhängen gleicht er einer großen Woge, auf deren Gipfelkamm wie weißer Gischt die Mauern einer hellen Kapellenkirche leuchten. Es ist ein Wallfahrtsheiligtum und heißt Maria Ketten.

Hoch über dem Altar hält die Muttergottes ihr göttliches Kind auf dem Arm, eng an sich gepreßt, Wange an Wange, in zärtlichster Nähe. Die liebevolle Unzertrennlichkeit zu erhöhen und besonders augenfällig zu machen, weist dieses himmlische Mutterbild zudem noch eine merkwürdige Besonderheit auf, die es von allen anderen Darstellungen der Gnadenfrau rings im Land unterscheidet und wovon der Wallort hier seinen Namen empfing. Mit klobigen Schraubenbolzen sind nämlich Ärmchen und Arm von Kind und Mutter aneinandergefügt und zudem verbinden schwere, kantige Glieder einer schmiedeisernen Kette die Handgelenke der beiden, gleichsam als sei eins des andern Liebesgefangener. Auf dem Sockel darunter ist in altbuchstabiger Goldschrift der Vers zu lesen:

Mit Ketten und mit Schrauben
halt' fest ich Jesum Christ,
so kann mir niemand rauben
Ihn, der mein Liebstes ist.

Wer für ein Herz zu beten hat, daß es ihm innig bleibe und durch nichts entrissen werde, der kommt hierher mit seinem Anliegen: Mütter gefährdeter Söhne wegen, Eheleute um der Gattentreue willen, auch Verlobte vor allem, Mädchen und Burschen. Es ist aber auch ansonsten gut zu beten vor den Aneinandergeketteten, dergestalt etwa, Gott möge seine Gnade dazu geben, daß die Verbundenheit mit dem Heilanderlöser für alle Zeiten niemals aufgehoben werde, sondern der seligmachende Glaube immerdar mit der Seele fest verschmiedet bleibe, gleichwie oben über dem Altar Mutter und Kind nicht voneinander lassen. Als Sinnbild und Aufmunterung hiefür wird denn auch die auffallende Bekettung dieses Gnadenbildes gedeutet; kindlich fromme Einfalt habe das zum Ausdruck bringen wollen, heißt es.

Doch es verhält sich anders. Als vor Jahrhunderten die Hügelkirche erbaut wurde und die Figuren beschafft, dachte niemand daran, sie mit Schraubenbolzen und Ketten aneinander zu fesseln; frei hielt die Muttergottes das Kind auf dem Arm wie andernorts auch in heiligen Marienkapellen. Bis zu jenem Ereignis, das dann die Kette nötig machte.

Das hübsche Städtchen, das sich heutigentags zu Füßen des Hügels bis zum Stromufer hinunter dehnt, stand damals noch nicht, wenigstens bei weitem nicht in dem Umfang; es war nur eine erste kleine Siedlung, ein paar Fischerhütten und Bauernhäuser. Dort lebte eine junge Frau, deren Mann nach kurzem, glücklichem Hausstand bei einem winterlichen Fischzug in den treibenden Eisschollen ums Leben gekommen war. So wandte sie ihre Liebe doppelt — soweit Mutterliebe sich überhaupt verdoppeln läßt — ihrem einzigen Kind zu, dem damals fünf Jahre alten kleinen Treibauf-Hansmartin. Er war ihr ein rechtes Herzblatt und gehüteter Augenstern, und jeden Tag, ehe sie taglöhnern ging, empfahl sie den Kleinen dem besonderen Schutz der Muttergottes, „Wache über ihn, als wär's dein eigen Kind", flocht sie ihrem Gebet an.

Eines Feierabends aber war

---

auf ihren Knien um das Sakrament der Ehe, das sie so lange verachtet hatte. „Maria hat mich gepackt!" klagte sie. „Ich kann sie nicht mehr vergessen, die gute Mutter der Gnaden, die liebe, gute Zuflucht der Sünder!"

Wolle ihr Segen sich über uns verbreiten. Durch Maria zur Liebe des Heiligsten Herzen Jesu. Das ist Marias Programm. Das große Wunder heiliger, aber wirklich heiliger Gottesliebe in den Herzen der Menschen zu erwirken, ist Marias Ziel.

Gelobt sei Unsere Liebe Frau von Cap! Wolle sie den Mantel ihres Mutterschutzes über uns breiten, auf daß wir, geschützt vor Versuchung und Sünde, immer tiefer in Gott uns hineinleben. In jenen Gott, den Maria lobt und preist alle Tage ihres Lebens der Ewigkeit. —

Gebet für die Erneuerung der Kirche

„Erneuere Deine heilige Kirche, die Du durch Dein eigenes Blut erlöst und von der Knechtschaft des Satans befreit hast, in der Glut ihrer alten Liebe und Unschuld! Erneuere insbesondere die kirchlichen Orden und die Hirten und Oberen Deiner Herde, damit sie Deinen Schafen den Weg der Wahrheit künden und im Werke selbst zu vollbringen trachten, was sie mit dem Munde lehren! Denn Du sehst, o Herr, siehst mit Deinen Augen, in welches Elend und Unglück wir alle, nicht ohne unsere Schuld, gefallen sind! Nicht ungerecht also bist Du, wenn Du uns zürnest. Vor Dir, o Herr, haben wir gesündigt! Dich haben unsere Väter zum Zorne gereizt, und wir haben ihre Wege nicht verlassen, um Dich mit ganzem Herzen zu suchen. Darum hat uns mit Recht getroffen, was wir leiden. Allein, ich hoffe, daß Du endlich mit den erbarmungsvollen Augen Deiner Milde auf uns herabsiehst, der Du nicht bis zum Ende zu zürnen pflegst, sondern nach dem Propheten Habakuk (3,2) Dich Deiner Barmherzigkeit erinnerst, wenn Du gezürnt hast. Auf diese Hoffnung bauend, flehe und beschwöre ich Dich für Deine des Trostes bare Kirche, deren geringstes Glied ich bin, ja, das innerste Wesen Deiner Liebe bestürme ich mit meinen Bitten, daß Du uns allen, besonders denen, die voll Nöten und Gefahren aller Art umgeben sind, mit Deiner gewohnten Güte zu Hilfe kommst, daß Du uns beschützest und mit Deiner Gnade, ohne die wir nichts sind, stärkest und verteidigest. Amen."

(Joh. Justus Landsberg, Karthäuser zu Köln 1490-1539)

Hansmartin beim Heimkommen der Mutter nicht zuhause; so viel sie auch nach ihm rief in ihrer großen Angst und nach ihm suchte, er blieb spurlos verschwunden. Erst Tags darauf wurde kund, daß er mit anderen Kindern spielenderweise an den Fluß hinunter getrollt war, sich auf die Ufersteine hinausgewagt hatte, wobei er plötzlich gestrauchelt und ins Wasser gefallen sei, von den reißenden Wellen rasch entführt. Statt an Hilfe zu denken flohen seine kleinen Kameraden ängstlich davon, und erst allmählich fand ihre Bestürzung die Sprache, das Geschehene zu erzählen.

Die untröstliche Mutter wollte sich nicht drein finden, daß ihr heißgeliebtes Herzenslicht in allzufrühem Tod erloschen und keine Hoffnung mehr sei. Vom Kummer gepeitscht hastete sie zur Kapelle hinauf, warf sich auf die Knie und bestürmte die Himmelskönigin mit unablässigem Flehen. „Du mußt mir beistehen," rief sie aus heftigen Tränen, „du allein kannst es; um deines Kindes willen gib mir mein Kind wieder!"

Tagtäglich stieg sie hinauf und betete so; immer dringlicher wurden die Worte ihres Verlangens, und zuletzt war es schon kein Bitten mehr, sondern weit eher ein drohendes Fordern. Aber: Der kleine Hansmartin blieb verschollen. Da zeitigte die Verstörtheit der immer noch nicht erhörten Mutter eine außergewöhnliche Tat. Es war schon abenddämmerig in der Kapelle und kein Mensch außer ihr zugegen. Da erhob sie sich plötzlich aus ihrem vergeblichen Knien, und der ungestillte Jammer trieb sie etwas zu tun, dessen sie sich in glücklichen Tagen niemals unterfangen hätte. Sie riegelte das Altargitter auf, betrat die Stufen, stieg hinan, nahm einen zur Seite stehenden Schemel herbei, kletterte auf den Altartisch, streckte sich zum Gnadenbild empor und nahm der Muttergottes das Jesuskind vom Arm. „Wenn ich meines nimmer haben darf und du mir auch nicht helfen willst, so sollst du deines auch nicht haben," flüsterte sie dabei in irrem Sinn. „Erst wenn du mir mein Kind verschaffst, bekommst du auch das deine wieder zurück!" Dann sprang sie herab mit ihrem Raub, hüllte die Beute in ihr Schaltuch und rannte in der Nacht den Hügel herunter in ihre Hütte, wo sie das Gestohlene in einer Truhe versteckte.

Groß war die Aufgebrachtheit, als das Fehlen des Gnadenkindes entdeckt wurde. Allüberall wurde aufgeboten und gefahndet; es sein kein Segen mehr über dem Land, hieß es allenthalben, solange solcher Frevel ungesühnt bleibe. Aber alles Nachforschen ergab keine Spur.

Es entstand damals die rührende Sage, die Muttergottes selber sei vom Altar herabgestiegen und habe sich auf den Weg gemacht, um ihr entführtes Kind heimzuholen; wie eine unselige Seele in gespenstischen Nächten umherschweifen muß, so sei die sonst so hohe Himmelsfürstin damals verhärmt von Tür zu Tür gegangen auf der Suche nach ihrem Alleinzigen.

Diese Erzählung kam auch der jungen Mutter zu Ohren. Sie

glaubte es ohne weiteres, war aber weit davon entfernt, sich dadurch zur Rückgabe des Entwendeten bewegen zu lassen. Im Gegenteil; es freute sie, daß ihrer Tat solche Wirkung beschieden war. Jetzt mußte das Wunder reif werden und sie ihren Hansmartin wiederbekommen. Denn um anderen Preis gäbe sie der Himmlischen das Geiselpfand nimmermehr zurück, selbst wenn sie zu ihr in die Stube käme und auf Knien darum bäte. Einmal war ihr sogar im Traum, als geschehe diese Begegnung, und sie raffte all ihren Schmerz zusammen und sagte unerbittlich: „Kind um Kind! Mutterleid um Mutterleid! Mutterglück um Mutterglück! Nicht anders!" Erwacht dann, war ihr erster Schritt an die Truhe, in welcher das geraubte Jesuskind verborgen lag, und sie hob behutsam und ängstlich den Deckel, um nachzusehen, ob das Pfand auch noch immer darinnen läge. Zu ihrer Befriedigung fand sie's unverändert, worauf sie das Schloß wieder fest versperrte und ihre Hoffnung weiterhin auf den Raub baute. Denn Sankta Maria wollte doch sicherlich ihr Geliebtes nicht allzu lang entbehren, bekommt es aber nur wieder, wenn auch Hansmartin zurückkehrt . . .

Mit Holz und Treid beziehen die Kaufschiffe den Strom hinab, löschen weit unten am Meer ihre Ladung und kehren dann wieder flußaufwärts zurück mit Wein und Morgenlandware. Eine dieser Zillen legte zu jener Zeit beim Fährhaus an, und der Ferge, der es landen sah, glaubte nicht anders, als daß die Kauffahrer wie manch andere auch, ihre Reise unterbrächen, die Wallfahrtsmutter oben in der Hügelkapelle zu besuchen und um Schifferglück zu beten.

Gebet zur hl. Magdalena

Es irrt so viel verirrte Liebe durch die Welt.
Sie ward getäuscht, sie ward zurückgestoßen.
Nun sucht sie ruhlos in der Sünde Zelt
Und kränzt das Haupt mit roten Liebesrosen.

Doch ach, es welkt auf jungem Haupt der Kranz,
Nur Feuer lodert in des Herzens Innern,
Erloschen ist der Augen lichter Glanz,
Und an die Liebe bleibt ein trauriges Erinnern.

O Magdalena! Nimm sie bei der Hand,
Die Armen, die von Lieb' zu Liebe irren,
Zeig ihnen du der Liebe wahres Land,
Nimm den verwelkten Kranz aus ihrem Haar, dem wirren.

Drück ihnen in die Hand der Salben Duft!
Und schenke ihnen deiner Reue Tränen,
Und bitte Jesus, daß er ihnen ruft
Und ihnen schenkt des Herzens heilig Sehnen.

O Magdalena, führ sie zu Ihm her!
Um deinetwillen wird er wohl vergeben.
Er nimmt die Schuld hinweg, so bitterschwer,
Er sagt: Weil ihr geliebt habt, sollt ihr leben!

A.

Der Zillenherr aber, der nun über den Laufsteg gegangen kam mit einem kleinen Buben an der Hand, schlug nicht den Weg zum Kapellenberg ein, sondern hielt auf das Fährhaus zu und klopfte an. Das Kind müsse hierher gehören, eröffnete er dem Fährmeister, und ob er es vielleicht kenne.

„Gotteswunder! Freilich kenne ich den kleinen Hansmartin," rief er, klatschte vor Mitfreude in die Hände und nahm den Buben freundväterlich in Empfang.

„Vor drei Wochen haben wir ihn bei der Talfahrt aufgefischt, und war auch höchste Zeit, sonst hätte er mehr Wasser geschluckt, als einem warmen Menschenleben gut tut. Wir mußten mit unserer Fahrt pünktlich eintreffen und durften uns nicht aufhalten, sonst hätten wir ihn damals schon gleich an Land gegeben. Aber für ein freudiges Wiederkommen ist es wohl nie zu spät. Und da ist er nun also!"

Im Himmel selbst kann es keine süßere Freude geben, meinte die glückjauchzende Mutter, als sie den Zurückgebrachten herzte und küßte. Aber des seligen Wiederhabens sich ganz aus tiefstem Gemütsgrund freuen zu können, dazu war nötig, daß sie nun Allsogleich der Wundertäterin ihr

Eigentum in den Arm bringe, auf daß auch sie nimmer betrübt sein brauche, sondern wieder die Allerseligste sei. An der Hand ihren Buben, auf dem Arm das aus der Truhe gehobene Jesuskind, so stieg sie zur Kapelle hinauf, große Danksagung zu machen, das süße Pfand zurückzugeben und Abbitte zu tu. Wieder war dabei niemand zugegen, und so konnte das alles ungesehen geschehen.

Am nächsten Morgen aber läuteten festlich die Glocken und der ganze Gau freute sich, da es sich herumgesprochen hatte, über die Wiedervereinigung der Himmelsmutter mit ihrem allerheiligsten Kind.

Das war im Juni geschehen. Als dann zu Mitte August die große Fahnenwallfahrt in Heiligtum einzog, wunderte sich männiglich über die Veränderung, die mit dem Gnadenbild vorgegangen war; denn an diesem Frauentag sah man zum ersten Mal die Schraubenbolzen, Handeisen und Ketten, welche die Unzertrennlichkeit Mariens mit dem eingeborenen Sohn Gottes eindringlich vor Augen führen am Gnadenort Maria Ketten, wie die fromme Stätte von nun an genannt wurde.

Niemand wußte, auf welche Weise die Schmiedearbeit zustande gekommen war, und wer darnach fragte, konnte bei allem Bemühen keine Auskunft bekommen. So bildete sich die Legende, es seien die kleinen Puttenglein nächstens von der Altarkrone und vom Orgelgehäus herabgeflattert und hätten Handwerkskunst getan. Im Vorgitter der Kapelle fehlen noch heutigentags einige Stäbe, die nicht ersetzt werden, zum Andenken daran, daß die kleinen geflügelten Schmiede hier das Eisen bezogen zu ihrem Werk. Über dem warmen Rot der ewigen Lampe machten sie es glühend, der Opferstock mußte als Ambos dienen, und Hammer und Zange nahmen sie vom Karfreitagskreuz, das in der Vorkapelle steht, an der Wand ringsum mit den Marterwerkzeugen umgeben. Man habe damals in mancher ruhigen Nacht ein leises Schmiedeklingeln von der Kapelle bis ins Dorf herab gehört, erzählen heute noch die Großmütter von Maria Ketten ihren Enkeln . . .

In neuerer Zeit allerdings hat man in alten Kirchenpapieren ein Rechnungsblatt gefunden, von einem Schmied namens Baltwieser geschrieben, auf welchem der Empfang von drei Talern fünfundzwanzig Kreuzern bestätigt wird für „Anmessung einer Ketten Unserer Lieben Frau." Aber man sollte das eigentlich nicht weitersagen, denn die freundliche Legende mit ihrem lieblichen Wundergerank ist in jedem Fall erfreulicher und gibt dem armen Menschenherzen unendlich mehr, als die nackte Wirklichkeit mit ihren nüchternen Erklärungen und Rechnungen.

Maria Himmelfahrt

O Mutter, dreimal wunderbar,
Es wartet Dein der Engel Schar,
Die Sel'gen auf Dich hoffen,
Sie jubeln Dir entgegen schon,
Nun nimmt Dich auf Dein lieber Sohn,
Der Himmel steht Dir offen!

O Mutter, dreimal wunderbar,
Gott selbst reicht Dir die Krone dar,
Mit Sternengold geschmücket;
Dein Sohn führt Dich zum Vater hin,
Der Dich begrüßt als Königin,
Vom Geist der Lieb' beglücket!

O Mutter, dreimal wunderbar,
Blick her auf Deine Kinderschar,
Die noch auf Erden wohnet!
Du führe uns nach Kampf und Streit
Zur heiligsten Dreifaltigkeit,
Die hoch im Himmel thronet!

A Pfisterer

Die Oblaten Kimberleys im Silberkranz



von Franz Hagel O.M.J.
(Monatsblätter)

In Fourteenstreams, so heißt die Mission, ist in den letzten Jahren ein gewaltig großer Damm gebaut worden, der die Wasser des Vaal aufspeichert und sie in das Vaal-Hartz-Gebiet leitet. Der Kanal führt mitten durch das Besitztum der Schwestern und bewässert heute schon 50,000 Hektar Land. Man traut seinen Augen nicht, man glaubt Trugbilder einer Fata-morgana zu sehen, wenn man aus der Halbwüste kommt und plötzlich Getreidefelder, Luzernepflanzungen und große Gemüsebeete sieht, die das ganze Jahr in sattem Grün prangen. Wo vorher nur verkrüppelte Akazien und Dornensträucher standen, ziehen heute schon nach kurzen Jahren herrliche Alleen von Pappeln und Eukalypten. In Hunderten von Farmenhäusern leben Familien, die sich bereits zu Wohlstand emporgearbeitet haben. Auch Negerreservate haben Teil an diesem großen segensvollen Werk. Was kann man in Südafrika nicht erreichen, wenn man Wasser zur Verfügung hat!

Im Land der Betschuanen

Nördlich vom Vaalübergang bei Fourteenstreams führt die Bahn zuerst am Rand von Transvaal entlang, dann aber mitten durch ein riesiges Gebiet, das man unter dem Namen Kalahari zusammenfaßt und das vom Oranje-Fluß bis weit nach Angola hineinreicht. Es ist aber nur zum ganz geringen Teil im Süden eigentliche Sandwüste; der größte Teil ist Gras- und Buschsteppe. Politisch ist es geteilt in Britisch-Betschuanenland, das zur Kapprovinz gehört, ins Protektorat Betschuanenland, englisches Kronland; der Rest gehört zu Südwest-Afrika und Angola. Das Protektorat allein hat rund 420,000 Quadratkilometer und ist damit ebenso groß wie das kaiserliche Deutschland. Hier leben 248,544 Betschuanen verschiedener Stämme, 2325 Europäer, 69 Inder und 1708 Mischlinge.

Am Ostrande des Betschuanenlandes entlang liegen sieben Missionen, deren Wirkungskreis bis weit in die Kalahari hineinreicht.

Die erste Mission, die wir hier treffen, ist Taungs unter den Batlapin. Da diese Mission erst vor kurzem in diesen Blättern beschrieben wurde, können wir uns auf folgende Angaben beschränken: Taungs zählt heute 3576 katholische Christen, 1444 Schüler mit 22 Lehrkräften. Von der Größe des Missionssprengels zeugen sieben Außenstationen und Außenposten; und das alles für drei Missionare.

80 km weiter nach Norden führt die Bahn durch ein Land, das so steinig und trocken ist, daß man sich nicht nur den Trunk, sondern auch noch die Speise abtun könnte, nach dem Landstädtchen Vryburg mit 3000 Europäern und 4000 Negern. Abenteurer und Freibeuter weißer Herkunft hatten um das Jahr 1880 angeblich für den dortigen Negerhäuptling gekämpft, in Wirklichkeit sich aber Land erworben, wenn man nicht sagen will erpreßt, und daraus die Republik Stellaland gemacht mit der Hauptstadt Vryburg. Die Herrlichkeit dauerte jedoch nicht lange; denn 1884 unterdrückte sie der englische General Warren wieder. Die Republik ohne Schwertstreich und ohne einen Tropfen vergossenen Blutes. Von der alten Herrlichkeit ist nichts übriggeblieben als ein paar dreieckige Briefmarken und die Flagge der Republik, die England vor einiger Zeit dem Städtchen zum Präsent machte.

Hier entstand 1903 eine Mission für weiße Katholiken, die zeit-

weilig einen eigenen Priester hatten, teilweise auch von Taungs aus versehen wurden. Man konnte aber lange Zeit von ihr sagen: Sie hatte zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. 1938 bekam sie wieder einen eigenen Priester, der neues Leben weckte; 1940 entstand auch eine Mission in der Lokation der Stadt, die heute bereits neben 40 schwarzen Schülern 249 Christen zählt. Der dortige Missionar kommt auch am weitesten in die Kalahari hinaus, nach Heuningvlei, wohl an die 300 Kilometer von Vryburg. Daß man solche Posten nicht jede Woche besucht, ist leicht einzusehen; was man dabei alles erleben kann, zeigt schon ein Beispiel. P. Arnoldus prüfte mit Kennermiene sein Auto, ob alles in Odnung, ob nichts vergessen worden sei. Die Wüstenfahrt begann. Stunde für Stunde verrann; immer weiter ging's hinein, immer schlechter wurden die Wege. Meilenweit ging's durch hohen Graswuchs zwischen Büschen und Bäumen hindurch, ja bisweilen über Stock und Stein. Weit und breit kein Mensch mehr zu sehen. Nur hier und dort sprangen Strauße auf oder rannten Gazellen und Antilopen erschreckt davon. Der Missionar atmete auf; die größte Strecke lag hinter ihm; die kühle Abendluft machte die Arbeit am Steuerrad wesentlich leichter. Plötzlich hörte der Motor auf zu hämmern und war um keinen Preis und mit keinem Mittel wieder in Gang zu bringen. Mein Gott, auch das noch vor Einbruch der Nacht! Wohin der Missionar auch blickte, nichts als wogende Buschfelder und ein Himmelsgewölbe, das im herrlichsten Abendrot glühte. Wohin? Es war nicht ratsam, hier zu nächtigen. Man weiß nicht, was alles an zwei- und



Soll ich Oblatenpriester werden?

vierbeinigen Räubern sich in der Wüste aufhält. Aber wohin? Da fiel ihm ein, daß eine Polizeistation nicht allzufern sein müsse, um sie noch vor Einbruch der Nacht erreichen zu können, was auch geschah. Die Polizeistation hatte aber kein anderes Beförderungsmittel als Kamele. In aller Frühe am nächsten Morgen ging's in den Kamelkraal, über dessen Umzäunung zwei Dromedare mit ihren häßlichen Gesichtern herüberschauten. Während die Tiere gesattelt wurden, erklärte der Herr Polizeisergeant: „Herr Pater, Sie brauchen keine Angst zu haben; die Kamele sind ruhig und friedsam. Reiten Sie langsam, besonders im Anfang. Nach einiger Zeit können Sie auch einen leichten Trab anschlagen, aber nie Galopp, sonst können Sie Flieger werden. Gut Glück!“ Pater Arnoldus stieg in den Sattel, in dem sehr bequem zu sitzen war. Der Begleitmann vollführte nun ein Geschrei, in dem alle Katzer und Kehllaute Arabiens enthalten waren. Das Kamel verstand diese Sprache, erhob sich mit den Hinterbeinen, und der Missionar rollte über den Hals seines Reittieres wieder in den Sand zurück. Der zweite Versuch glückte, und der Missionar erreichte sein Ziel. Man muß eben alles erst einmal probiert haben.

Im Jahre 1907 hatte Bischof Gaughren OMI 25 Kilometer nördlich von Vryburg eine Farm gekauft, auf der Vieh- und Straußenzucht getrieben werden sollte. Mit ziemlichen Kosten wurde sie

bestockt, aber schon nach einem Jahre waren das Vieh und die Riesenvögel wieder eingegangen. Die Farm wurde verpachtet; nichts blieb auf ihr übrig als eine Hütte, die zur heutigen Schmiede erweitert wurde, und ein Haus „von Holz und Eisen", das von Kimberley auf die Farm gebracht worden war. 1926 nahm der damalige Administrator die Farm wieder in eigenen Betrieb und weihte die Gründung dem heiligen Clemens Hofbauer, heute bekannt als Missionsfarm Devondale. 1931 wurde ein neues Priesterhaus gebaut und eine hübsche Schulkapelle. 1932 kamen Franziskanerinnen auf die Farm, und jetzt ging es stetig voran. Aus der einsamen Hütte und dem Haus von „Holz und Eisen" ist heute eine Siedlung geworden. Der Farmertrag ist starken Schwankungen unterworfen. Die eigentliche Missionsernte glich eher einer Ährenlese als einer Ernte. Bis jetzt zählt sie 120 Christen mit 79 Schülern. 20 bis 30 Kinder aus abgelegenen Gegenden werden von der Mission verpflegt und unterrichtet.

Hart an der Grenze zwischen Britisch-Betschuanenland und dem Protektorat liegt das kleine Städtchen Mafeking, das durch den Burenkrieg weltbekannt geworden ist. Hier wurde 1895 eine Kirche für Europäer gebaut; 1898 kamen Barmherzige Schwestern von England nach Mafeking und errichteten eine höhere Mädchenschule. Im Burenkrieg wurde die Kirche beschädigt und und das Schwesternhaus fast zur Ruine. Die Schwestern, die sich während der Belagerung überaus tapfer gezeigt hatten, konnten ihr Institut bald nachher wieder instand setzen und weiterarbeiten. 1916 wurde auch eine Schule für



Am grossen Marientag.

Farbige eröffnet. Die weiße Gemeinde zählt heute 493 Katholiken mit 306 Schülern.

Nach langwierigen, oft recht verdrießlichen Verhandlungen war es Bischof Meysing 1929 gelungen, auch im Reservat der Baralong eine Negermission zu gründen und sie dem Schutze der Königin der Apostel zu weihen. Bei 1240 Christen zählt diese Mission 971 Schüler aus dem Stamm der „königlichen Barolong."

Nördlich von Mafeking überschreiten wir die Grenze zum Protektorat. Es gelang bis jetzt drei Stationen zu gründen: Lobatsi,

Ramoutsa und Khale-Gaberones, letztere nicht weniger als 470 Kilometer von Kimberley entfernt.

Im Oranje-Freistaat

Wir haben nun eine lange, ermüdende „Nordlandsfahrt" hinter uns, um die Arbeiten der Missionare im Westgriqualand und im großen Gebiet der Betschuanen zu sehen; nun bleibt uns noch der Oranje-Freistaat. Fügen wir zu den 587 Kilometern nochmals 250 hinzu, dann haben wir alles gesehen. Keine Angst; wir „trekken nicht mehr mit dem Ochsenwagen wie in früheren Zeiten, da die Reisenden den Staub zu schlucken hatten, der von 60 bis 70 Klauenpaaren aufgewirbelt wurde, sondern im Auto oder mit der Bahn. Wenn's im Sommer auch ungemütlich heiß sein kann, bei unserer Ankunft hat jede Mission einen kühlen Trunk Wassers zur Hand; wir haben gelernt, das Wasser zu kühlen, das fast warm aus der Quelle kommt. Rund 170 Kilometer nach Osten, und wir sind in der Hauptstadt des Oranje-Freistaates, in Bloemfontein. Hier finden wir die älteste Mission des Vikariates. Im Jahre 1849, also noch vor Ankunft der Oblaten, war P. Hoendervangers von der Abtei Grimbergen in Belgien, bis nach Bloemfontein vorgedrungen, das kaum aus der Schale gekrochen war. 1852 ließ er sich hier dauernd nieder, baute ein ganz bescheidenes Haus und teilte es in zwei Hälften: eine als Pfarrhof, die andere als Pfarrkirche. Beide waren aber so niedrig, daß ein normal gewachsener Mann den Hut abnehmen mußte, um aufrecht stehen zu können. Der Gottesdienst mußte daher an den Sonntagen im Freien abgehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mariens Mutterhand u. Mutterauge

Maria ist im Himmel. Von dort schaut sie herab auf ihre Kinder im Tränentale und liebt sie, wie nur ein Gottesmutterherz lieben kann. „Wie könnte eine Mutter ihres Kindes vergessen?" sagt der Heiland. Das gilt von der irdischen Mutter, noch weit mehr aber von der himmlischen. Was einem Menschenkinde vor allem not tut, das ist die

stark führende Mutterhand.

Wie mancher hat seiner leiblichen Mutter Hand früher schnöde, ja trotzig zurückgewiesen. Später würde er, wäre es möglich, sie lebend ausgraben und müßte er dazu in einen anderen Weltteil wandern und sich die Füße wundlaufen. Mariens Mutterhand aber ist immer zu erreichen. Es braucht nur guten Willen, sich von ihr führen zu lassen. Nicht selten kommt sie sogar entgegen.

Das erfuhr einst der protestantische Dichter Friedr. Daumer († 1875 in Würzburg). Und zwar am Maria Himmelfahrtstage 1858, als er zu Mainz dem kathol. Gottesdienst beiwohnte. Daumer war zuvor ein glühender Hasser der kath. Kirche, ja überhaupt des Christentums. Er trug sich sogar mit dem Plane, aus Haß gegen das Christentum zum Judentum überzutreten. Aber wie jeder Mensch hatte auch Daumer noch etwas Gutes an sich. Nur Schlechtes findet sich ja bloß beim Teufel und den Verworfenen. Daumer fand Gefallen an der katholischen Lehre von der reinen Weiblichkeit und schönen Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn. Er gab deshalb sogar eine Sammlung von Marienlegenden und Liedern zu Ehren Mariens heraus. Das ließ ihm die Muttergottes nicht unbelohnt.

Einst besuchte Daumer aus Neugierde den ehrwürdigen Dom von Mainz. Dort kam die Gnade über ihn. Er schreibt selber: „Ich kam und kniete zum erstenmal in einem kathol. Tempel hin und war vielleicht der Andächtigste und Ergriffenste von allen, die zugegen waren." Es trieb ihn, die Lehren der katholischen Kirche zu studieren und er betete und ward eifriger Katholik. Er fühlte, wie ihn die starke Mutterhand Mariens heimführte zur Kirche, die seine Voreltern durch Irreführung verlassen hatten.

Ähnlich erging es den Universitätsprofessoren Dr. Gustav Bikkel in Oberhessen und Dr. Lämmer in Braunsberg, die beide durch Maria den Weg zur Mutterkirche zurückfanden.

Ja, vielen ist es schon ergangen wie dem Dichter, der einst gesungen:

Da knie ich, vor deinem Bild,
Mein Herz vor Freude und Jubel erfüllt.
Drin klingt es und flüsterts so so leise, so lind
Du meine Mutter und ich dein Kind!

Die Hand Mariens ist auch heute nicht verkürzt. Das beweisen besonders die Gnadenstätten. Wie viel Hilfe in seelischem und leiblichen Anliegen erfahren dort ihre Kinder, die sich ihr mit Vertrauen nahen. Nicht, daß Maria selbst die eigentliche Verleiherin der Gnaden wäre. Das ist Gott allein; aber durch ihre Hände teilt Gott gleichsam seine Gnaden aus,

wie er sich aus uns einst durch sie geschenkt hat.

— — —

Noch eins ist, was uns Maria so lieb und anziehend macht. Das ist

ihr gütiges Mutterauge.

O ein Mutterauge! Es hält die treueste Wacht über ihre Kinder. Wenn schon alles schläft, das Mutterauge wacht noch. Und entgeht es auch anderen, wie dein Herz von Leid und Kummer gedrückt ist, dem scharfen Mutterauge entgeht es nicht. Wie genügt auch oft ein einziger Mutterblick, um ein Kind zu erschrecken, zu strafen, von bösen Wegen zurückzuhalten. Aber auch schön und freundlich ist der Mutter Blick, schön wie das Leuchten der Sterne und der farbenprächtigen Blumen. Und wäre eines ihrer Kinder ihr Jahre lang fern geblieben, daß andere es nicht mehr erkannten, die Mutter erkennt ihn auf den ersten Blick. Das gilt noch mehr vom Mutterauge Mariens, die leider viele ihr durch Sünde und Laster entfremdete Kinder zählt. Sie kennt sie alle, kennt besonders die, welche gern Umkehr halten möchten. Von ihr gilt des Dichters Wort:

Und hat auch die Sonne
Ihn schwarz gebrannt,
Seiner Mutter Aug
Hat ihn doch gleich erkannt.

Mit besonderer Freude blickt ihr Auge aber auf jene ihrer Kinder, aus deren Blicken Reinheit strahlt, die marianisch schauen, marianisch sich kleiden, marianisch wandeln nach ihrem Muster und Beispiel. Ihre Augen, die stets die unendliche Heiligkeit Gottes schauen, müssen sich abwenden von allem Unreinen.

Darf demnach der Sünder nicht mehr hoffen, noch einen Blick der Liebe und des Erbarmens aus dem Mutterauge Mariens zu bekommen? O doch, wenn er bereit ist, sich ernstlich von der Sünde ab- und Gott zuzuwenden. Lehrt uns doch die Kirche selber beten: „Wende deine barmherzigen Augen zu uns!" Maria blickt barmherzig auf viele Sünder, die vielleicht selten in ihren Leben an sie gedacht haben. Viele Bekehrungen beweisen das. Ein schon ergrauter Sünder, der sich schon Jahre lang nicht mehr um Religion und Gott gekümmert, kam zufällig eines Tages an einer Bergkapelle vorbei. Aus Neugierde — oder war es Gnadenruf? — trat er in die Kapelle. Da war es ihm plötzlich, als ob sie ihn mit einem unnennbar barmherzigen Blick ansehe, der ihn tief die Seele erschütterte. Der Mann sank in die Knie, Tränen der Reue über sein bisheriges Leben füllten die Augen. Und an der Mutterhand Mariens fand er den Weg zur nächsten Klosterkirche, wo er sich im Bußgericht seiner Sünden entledigte und dann mutig den Weg der Gebote Gottes wandelte. Und hatte ihn die Sünde noch so schwarz gebrannt, seiner Mutter Auge hat ihn doch noch erkannt.

Er hätte mit dem Dichter sagen können:

Und wenn man mich fragt, was ich gedacht,
Warum mir das Auge so selig gelacht,
So sang ich zum Himmel die Worte geschwind,
„Du meine Mutter und ich dein Kind."

Maria Himmelfahrt ist's.

Daß auch wir einst Himmelfahrt halten können, das ist die Hauptsache. Alles andere ist mehr oder weniger nebensächlich. Wer Himmelfahrt halten will, muß darnach stetsfort ein stilles starkes Sehnen in sich tragen und nähren, ähnlich wie ein von Heimweh gedrücktes Kind nach seinem Vaterhaus. Nicht dürfen wir gleichen jenen Christen, deren Tun und Treiben vermuten läßt, daß sie es mit den Ungläubigen hielten, die da sagen: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen."

Lourdes

Liebe Mutter Gottes du —
in dem weißen Kleide,
winkst dem Hirtenmädchen zu
auf der grünen Weide —
zeigst ihm eines Bächleins Grund,
wo die Wasser blinken —
und der Kranke wird gesund,
will er gläubig trinken. —
Liebe Mutter Gottes mein,
schick uns mit den Winden,
mit den Wolkenschäfelein
aus den heil'gen Gründen
ein paar kleine Tröpflein auch —
heile uns, o heile —
uns in Lourdesgnaden tauch' —
Gottesmutter, eile!

Ele Hollenkamp-streubel

Was nützt es dem Menschen?

von P. Jos. Schneider O.M.J.

Eine Reihe von Blättern und Zeitschriften beliefern uns immer mal wieder von Zeit zu Zeit mit wundersamen Ausblicken in die nähere und fernere Zukunft. Sie berauschen sich mit den unbegrenzten Möglichkeiten in deren Schoß und schildern in rosenfarbenen Bildern den Fortschritt ohne Ende.

Am lieblichsten klingen die Prophezeiungen auf dem Gebiet der Doktorei und Medizin. Kein Wunder! Man denke an all die neuesten Wunderpillen, Tabletten und Vitamine, die die Forscher der letzten Jahre der leidenden Menschheit beschert! All diese herrlichen Erfindungen und Entdeckungen werden sich am Menschen und seiner Gesundheit immer machtvoller auswirken. Schließlich wird es keine Zwerge und Krüppel mehr geben. Der Durchschnittsmensch wird 6 Fuß und 3 Zoll in die Höhe ragen. 125 Jahre wird er auf unserm Planeten umher wandern in steigender Gesundheit und strotzender Kraft. Und schön werden diese Menschen sein! Keine Kahlköpfigkeit mehr für die Männer und keine Runzeln mehr im Gesicht der Frauen. Wird es so kommen?

Wir zweifeln nicht daran. Denn zum Teil sind diese Wirkungen schon heute offenkundig, besonders was die Länge des Lebens anbetrifft. 1880 konnte ein Neugeborener im Durchschnitt mit einer 35 jährigen Pilgerschaft auf Erden rechnen; 1910 waren es schon 44; 1920 erhöhte sie sich auf 50 und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steigt sie bis auf 60. So nehmen wir an, daß auch die andern Einzelheiten des Programmes sich erfüllen werden. Wie glücklich werden jene Menschen sein! Und doch gilt von ihnen, was in allen vorherigen Zeiten gegolten hat: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und an seiner Seele Schaden leidet!

Großartig sollen die Aussichten im zweiten Jahrtausend sein auf dem Gebiet der Wohnung und Behausung.

Sonnenstrahlenwärme, ohne Asche, ohne Staub und ohne Mühe, wird das Heizungssystem der Zukunft sein. An den Decken und Wänden werden in allen Farben des Regenbogens liebliche Malereien sich spreizen. Die Wände selber werden wie Vorhänge auf der Theaterbühne in vielfacher Auswechslungsmöglichkeit dastehen. Ein Druck auf den elektrischen Knopf, und der alte Lebensrahmen verschwindet; eine völlig neue häusliche Umgebung erscheint, und so lebt dann der Mensch in seinem eigenen Heim bald in einer Wald- und Seelandschaft, bald im Hochgebirge, bald auf der Steppe, bald am Meeresgestade.

Das Schönste wird sein, daß magnetische Zauberdrähte in den Wänden alle Geräusche von innen und außen in Walzermusik verwandeln:

das Gekreische und Geschrei der Schuljugend;
das Gekläff der Hunde;
das Gebrüll des Rindviehs und das Gewieher der Pferde;
das Summen der Flugmaschinen;
das Geratter der Straßen- und Eisenbahn;
das Getute der Autos und Kraftwagen;
die Schimpfereien der Nachbarn und selbst
den gelegentlichen Wortwechsel zwischen Mann und Frau.

Ist das nicht wunderbar? Das Heim der Zukunft wird in vieler Hinsicht ein wahrer Paradiesgarten sein. Und doch stimmt es uns ein wenig ernst, wenn wir beim Erwägung alles dessen das Wort des Heilandes erwägen: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und an seiner Seele Schaden leidet!

Einfach bezaubernd sind die Verheißungen bezüglich der Erholung und Unterhaltung.

Das Wochenende und die Sommerausflüge werden natürlich beibehalten. Aber sie werden ausgeführt in phantastischem Ausmaß. Besonders die Leistungen der Flugzeuge werden tausendfach erhöht. Die Flüge in die Stratosphere werden weit überholt. Noch vor 1965 will man Raketenschiffe über's Luftmeer hinaus senden auf den Mars und die andern Trabanten, die um die Sonne kreisen. Es handelt sich um eine Entfernung von 300,000 Meilen; in 8—9 Stunden sollen sie zurück gelegt werden. Auf dem Mond werden Hotels gebaut und regelrechte Tankstellen eingerichtet; garage-ähnliche Gebäude für nötige Ausbesserungen und für das

Wiederfüllen mit Gas und Öl. Wird man es fertig bringen? Wir zweifeln nicht daran. Denn alle scheinbar dagegen stehenden Schwierigkeiten hat man kühl und sachlich überlegt und glaubt sie völlig meistern zu können. Wie glücklich jene Menschen, die all diese Wunderdinge zu sehen und auszukosten bekommen! Und doch können wir uns angesichts all dieser Entwicklungen des Gedankens nicht erwehren: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und an seiner Seele Schaden leidet!

Welche Aussichten für das nächste Jahrtausend!

Bisher hörte man tausend Klagen über schlechte Nahrung, schlechte Kleidung, armselige Behausung. Und mit all dem Elend schien der arme Erdenwurm festgenagelt an den Busen der Mutter Erde. Nun aber kommt die große Zeitenwende; das Zeitalter der Raketen und der Atomindustrie. Heraus tritt der Mensch aus der quetschenden Enge des Erdplaneten und der Jahrhunderte, hinaus in die unbegrenzte Weite des Alls. Er wächst über sich selbst und den Erdball hinaus. Wahrhaftig eine neue Welt!

Alte Leute, die das lesen, werden sich mit einem Seufzer stummer Ergebung in die Ohren raunen: 100 Jahr zu früh geboren . . . Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!

Wissenschaftler und Politiker werden den Traum vom ‚unbegrenzten Fortschritt' bejahen und unterstreichen und ihm in Katalogen und Weltausstellungen denkbar größten Nachdruck verleihen.

Der gereifte Verstand wird hinter manche Einzelheiten des Zukunftbildes ein großes Fragezeichen machen, insbesondere was die Zugänglichkeit der Errungenschaften für die breiten Masse des Volkes angeht. Erfahrungsgemäß gähnt zwischen menschlichem Können und Wollen oft eine unüberbrückbare Kluft. Von der Möglichkeit zur Tatsächlichkeit ist oft ein weiter, weiter Schritt. Zwischen beiden steht das Wollen oder Nichtwollen der Mächtigen dieser Erde.

Hat nicht der Beginn des elektrischen Zeitalters vor 100 Jhren dieselben Träumereien ausgelöst? Die Möglichkeit der Massenerzeugung elektrischen Stromes schwellte die Menschenherzen mit den kühnsten Erwartungen. Viele davon sind leider ganz und gar im Bereich der reinen Möglichkeit geblieben. Warum? Weil unchristliche Habsucht durch furchtbare Preise und arme Löhne die schönsten Sachen dem Griff der breiten Massen entzogen hat. Viele dieser Sachen standen in den Schaufenstern und in den weiten Räumen der Weltausstellung in Chicago und sind auch dort geblieben. Wo ist die elektrische Beleuchtung in vielen Dörfern und auf den Farmen? Wo die Waschmaschinen, Kochöfen und Kühler (refrigerators)? Der Goldhunger der Industriemagnaten hat sie kaltblütig dem einfachen Mann entzogen. Bist du nicht sicher, daß es im Atomischen Zeitalter genau so sein wird? Wir sind gewiß, daß im zweiten Jahrtausend Millionen von Menschen, wie wir, in den Mond gucken aber niemals ihren Fuß darauf setzen werden.

Das klingt sehr ernüchternd, und doch sollte es uns nicht traurig stimmen. Denn wahre Christen wissen, daß sie sich bescheiden müssen. Sie kennen das Wort der Schrift: Wir haben auf Erden keine bleibende Stätte. Und das andere: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und an seiner Seele leidet. Was nützen ihm Gesundheit und Schönheit und hohes Alter und Ausflüge auf den Mars, wenn ihm nach dieser Zeitlichkeit der Sohn Gottes zurufen müßte: Ich kenne dich nicht! Weiche von mir, du Übeltäter ins ewige Feuer! Ja, was nützte es ihm?

Verzeih!

Wenn dich die Menschen kränken,
So heb' empor dein Herz;
Und falte deine Hände,
Und blicke himmelwärts.
Zu ihm, der auch empfunden
Der Menschen Hohn und Spott,
Den sie ans Kreuz gebunden,
Den reinen, heil'gen Gott,
Der noch am Kreuz gebetet:
„Verzeih' — Vater, — Verzeih'!
Vergib' was sie gefehlet,
Mach ihrer Schuld sie frei."
Laß doch die Menschen reden,
Und schweige du fein still.
Es geht ja allerwegen
Doch nur, — wie Gott es will! —

E Bangert.



Mariens grosser Ehrentag

Zum 15. August

Wenn ein Primiziant seiner Mutter den ersten Priestersegen erteilt, wenn dankbare Kinder das Fest der goldenen Hochzeit ihrer Eltern begehen, wenn ein Schriftsteller sein erstes Buch, wie es oft geschieht, seiner Mutter widmet, dann ist das sicherlich immer eine der schönsten Freuden, die ein Mensch erleben kann. So ähnlich, wenn da überhaupt ein Vergleich erlaubt ist, muß es wohl gewesen sein, als Jesus, der beste aller Erdensöhne, seine Mutter in die königliche Herrlichkeit des Himmels einführen durfte. Ein einziger Jubelhymnus ist mit Recht deshalb die Festliturgie dieses Tages. Schon die Choralmelodie des Eingangs ist so feierlich und froh bewegt, daß man glauben könnte, der gottbegnadete Komponist habe sie im Himmel selbst erlauscht.

In Deutschland wird Mariä Himmelfahrt zu den vier Hauptfesten des Jahres gerechnet, und da an diesem Tage zugleich die Kräuterweihe stattfindet, gibt das eine schöne Gelegenheit, der Himmelsmutter manch schönen Strauß der Verehrung zu Füßen zu legen. Ich weiß nicht, ob es überhaupt eine natürlichere und sinnigere Ehrung Mariens geben könnte, als diese Blumen voll Duft und Farbe, die man an diesem Tag Maria schenkt. Kein Edelstein ist ja schöner als so eine blaue Kornblume oder so ein wohlriechender Thymian. Schon im schönen Monat Mai haben wir Maria die ersten zarten Blüten des Frühlings geweiht; da sind diese Himmelfahrtsblumen gleichsam die Versicherung unserer ungebrochenen Liebe und Treue zu ihr.

Legen wir aber zum irdischen Strauß auch den geistlichen! Kommt, ihr Kinder, und pflückt die Sträußlein der Liebe und des hochgemuten Opfersinns, den ihr so oft schon bewährt habt! Kommt, ihr Jungfrauen, und lasset die Lilien eurer Reinheit vor Maria duften, kommt, ihr Jünglinge und Männer auch, und legt ihr die Königskerze einer stolzen, männlichen Standhaftigkeit gegen alle Versumpfung und Laster zu Füßen! Und dann betet alle zusammen das schöne Gebet, das die Kirche als Secret in der Festmesse verwendet: Das Gebet der Gottesmutter komme zu Hilfe, Herr, deinem Volke; wir wissen, daß sie nach dem Gesetze des Fleisches von hinnen schied: laß uns nun ihrer Fürbitte bei dir in der himmlischen Glorie innewerden. Amen.

Die zersprungene Geige

Von Ludwig Schuster

Damals hatte die Brüstung des Musikchores in unserer Kirche noch kein Gitter. Es wäre ja schon längst eines nötig gewesen, denn ab und zu kam es vor, daß von dem glatten Brüstungsbrett etwas herunterfiel, das dort lag, ein Handschuh oder ein Rosenkranz oder sonst ein zu wenig in Obhut genommenes kleines Ding. Den Mitwirkenden wurde zwar immer wieder eingeschärft, nichts auf die Brüstung zu legen, aber wer denkt schon immer an alles, besonders im Eifer des Musizierens, und so kam es denn zuweilen vor, daß etwa ein Stücklein Geigenpech unversehens unten auf den Fliesen aufschlug oder ein Notenblatt hinabflatterte gleich einer himmelher kommenden weißen Taube.

Wäre genug Geld im Kasten genötige Schutzgitter in Auftrag gewesen, so hätte man längst das so geben; aber die Kirche war nicht mehr das jüngste unter den heiligen Bauwerken; einmal regnete es beim Dach herein, dann war wieder ein Fenster zu glasen, oder die Turmuhr hatte wieder einmal Ruhestandsgedanken und mußte vom Uhrmacher zu weiterem Dienst aufgemuntert werden. Die Bedürfnisse eines Gotteshauses sind mannigfaltiger Art und ziehen die Waagschale der Ausgaben rasch hinunter, so daß die Einnahmen das Gleichgewicht nicht halten können, zumal wenn unter die Opferstockpfennige sich auch Hosenknöpfe einschleichen, in der anmaßenden Meinung, ihre Annählöcher seien genau so gut wie geprägte Zahl und Wappen.

Eines Tages aber ist dann doch das schöne schmiedeiserne Gitter angebracht worden, das seitdem die Chorbrüstung umläuft und die daraufliegenden Gegenstände vor dem Hinuntergleiten bewahrt. So wunderschön es gearbeitet ist, so viel Mühe und Fleiß der Schmied darauf verwendet hat, ist es doch nicht teuer gekommen.

Das hat seine Geschichte.

In der Schnörkel und Verstaubungen des Gitters sind ziervoll Figuren und Sinnbilder eingearbeitet, und man möchte beim Betrachten schier meinen, der Schmied sei zuerst bei einer Stickerin in die Lehre gegangen und habe dann die Kunst ihrer Nadel mit Geschick auf seinen Hammer übertragen. Das schmiedeiserne Weiblein, das in der Ausbuchtung des Gitters über der Dirigentenstufe zu sehen ist, stellt denn auch tatsächlich die Stickerin Juliane Kern vor, die damals auf dem Kirchenchor Sopran sang. Diese schmiedeiserne Juliane auf dem Gitter ist aber nicht mit Sticken beschäftigt, sondern mit einer von dieser sanften Tätigkeit sehr abgelegenen Handlung. Sie hat nämlich einen kleinen eisernen Teufel an den Haaren und zaust ihn, daß er sich krümmt und ihm offenbar Hören und Sehen vergeht und auch das Bewußtsein dafür, daß er einen seiner Bocksfüße noch da stecken hat, wo er soeben herausgekommen zu sein scheint, nämlich aus dem weitgeöffneten Mund eines gegenüberstehenden schmiedeisernen Mannes. Augenscheinlich handelt es sich bei diesem Figurengeschmiede um die Darstellung einer Wortsünde, vom Mann begangen und von Frauensanftmut unschädlich gemacht. Was aber die Geige dabei zu tun hat, die unter dieser Figurengruppe sich ins Gitterwerk eingeschmiedet befindet, das ist nicht ohne weiteres klar.

Die Geige war an allem schuld.

Sie ist heruntergefallen. Nicht die schmiedeiserne im Gitter, die kann nicht, die ist festgerankt, ineinandergeglüht worden mit den Schnörkeln, die sie halten. Sie ist nur das Abbild jener anderen Geige, die herunterfiel von der Chorbrüstung. Der Schmied hat sie zur Erinnerung angebracht. Denn die echte Geige, die herunterfiel, gab seinem Leben von jenem Tage an, da sie herunterfiel, eine durchaus andere Melodie, als die gewesen war, nach der er sich bis dahin bewegt hatte.

Es war beim sonntäglichen Hochamt gewesen. Eben waren die letzten Akkorde des Sanktus verklungen, feierlich, freudig, den in der Wandlung sich Nahenden in hold tönender Demut willkommen heißend; schon rückten unten am Altar die Ministranten hinter dem Priester zusammen, griffen mit der einen Hand nach den Klingelschellen, mit der andern nach dem Saum des Meßgewandes; erwartungsvolle Stille lag über der Gemeinde, kaum ein Räuspern regte sich, gleich wird sich der Priester über den Altartisch neigen, um über der Hostie die wesenswandelnden Worte zu sprechen, kraft deren die weiße Scheibe nimmermehr Brot sein

wird, sondern Heiland und Seligmacher — da, in diesem Augenblick, da geschah es.

Der Treidl Xaver, oben auf dem Chor, wo er erste Violine spielte, hatte seine Geige beiseite gelegt, um sich niederzuknien, hatte im Nachhall seiner Künstlerseligkeit vergessen, daß man nichts auf die Brüstung legen soll, und hatte also seine Geige auf das glatte Brett der Brüstung gelegt. Juliane Kern, die Stickerin, die Sopran sang, kniete dicht daneben nieder, und im Hinunterschauen auf den Altar, dem sie ihre Blicke mit ungeteilter Andacht zuwandte, bemerkte sie nicht die Geige neben sich, stieß mit dem Ellenbogen daran, und der spiegelglatt polierte Geigenboden rutschte dahin wie ein Eisstock auf der Bahn beim Eisschießen, glitt ins Haltlose hinaus und sauste hinunter. Gleich darauf hörte man von unten zugleich mit dem Aufschlagen der Geige ein unbeherrscht zorniges Scheltwort laut auszurufen. Es war eine schlimme Störung des feierlichen, heiligen Augenblicks. Die Andacht vieler war nicht so groß, als daß sie sich hätten enthalten können, nach dem bösen Lärm und dem noch viel böseren entweihenden Scheltwort umzusehen. Es war denn auch sogleich zu erkennen, an seinem rot gewordenen Gesicht und den Mienen und Bewegungen von Aufgebrachtheit, daß es der Aumeier Quirin gewesen war, der Schmiedgesell, dem das Fluchwort entfahren war, das schlimme, im geheiligten Raum, in der heiligen Stille. Überaus zürnende Blicke trafen ihn.

Mehr zu seiner Entschuldigung, als weil es ihn schmerzte, rieb er sich mit der flachen Hand über den Scheitel, und die es nicht selber gesehen hatten, konnten daraus

Gebet

Sanft ist dein Joch, leicht deine Last,
Und doch — wer trägt sie gern?
Die Welt, die du erlösest hast,
Dient einem andern Herrn.

Ach, Heiland, allen Erdentand
Reiß selbst aus meiner Brust!
Der Himmel sei mein Vaterland,
Und du sei meine Lust!

Max v. Schenkendorff

unschwer entnehmen, daß ihm die Geige auf den Kopf gefallen war. Da lag sie nun, auf den Steinfliesen, und in seiner Verlegenheit, um den vielen immer noch auf ihn gerichteten zürnenden Blicken zu entgehen, bückte sich Quirin darnach und hob sie auf. Unschlüssig hielt er sie in Händen, die Urheberin seiner Wortsünde, seiner unter so erschwerenden Umständen begangenen Wortsünde, und am liebsten hätte er das zerbrechliche Geigenholz in seinen Schmiedfäusten zerdrückt, vor Wut über sein leichtsinniges Umgehen mit heiligen Namen, vor Zorn über seine unehrerbietige Zungenfertigkeit. Aber schon kam auf leisen Zehen der Blasbalgbub herangetreten, den der Geiger vom Chor heruntergeschickt hatte, und Quirin händigte ihm gern das verhängnisvolle Instrument aus. So bekam er die Hände frei, um sie in Reue falten zu können.

Nach dem Amt wurde er verschiedentlich angeredet, weniger vorwurfsvoll als lustig, von den Burschen, und sie sagten, er soll froh sein, daß es bloß eine Geige gewesen ist, die ihm auf den Kopf fiel, nicht etwa der Bombardon. Wie hätte er da erst fluchen müssen! Einen solchen Fluch gibt es überhaupt gar nicht, denn wenn Quirin schon bei einer leichten Geige so loslegte, wie hätte ihn erst das schwere Messingblech in Raserei gebracht. Da hätte dann wahrlich auch der Herr Pfarrer vorn am Altar nicht mehr so ruhig weiterzelebrieren können, als ob nichts geschehen wäre.

Das war derselbe Gedanke, der Quirin wurmte. Was der Herr Pfarrer dazu sagen wird! Wie es ihn kränken wird, daß er als Hirt eins in seiner Herde wissen muß, das so schwarz und schlecht ist, daß es in der Kirche, beim feierlichen Gottesdienst, im feierlichen Augenblick, flucht und sakramentiert wie ein Türkengeneral. Und noch mehr als das quälte ihn die Frage, ob in dem Augenblick, als er sich so vergaß, die Wandlungsworte über die Hostie schon gesprochen waren oder nicht. Unausdenklich schlimm, wenn es schon geschehen war, wenn die Hostie schon keine Weizenbrotscheibe mehr war, sondern der Heiland und Seligmacher.

So ging er mit sich zu Rat und Gericht und beschloß endlich, nach

einiger Überwindung, im Pfarrhof anzuläuten, um Abbitte zu tun.

Der Pfarrer wußte es schon, daß er es gewesen war, und man konnte von ihm schließlich nicht verlangen, daß er ihn ausnehmend wohlwollend empfing. Sicherlich aber wäre er ihm noch düsterer entgegengetreten, wenn in jenem bewußten Augenblick das hoc est enim corpus meum schon gesprochen gewesen wäre, was zum Glück noch nicht der Fall war, wie Quirin nun zu seiner aufatmenden Erleichterung erfuhr. In seiner Freude darüber schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, ein Einfall durch die Seele, und wurde, bei dem kurzen Weg zu seiner Zunge, rasch zu Wort und Vorschlag. „Es gehört schon längst ein Gitter hinauf," sagte er in eregtem Eifer, „wenn eines oben wäre, hätte das heut' gar nicht passieren können. Daß so etwas nicht ein zweites Mal vorkommt, muß jetzt unbedingt ein Gitter hin, und wenn schon die Kirche kein Geld hat, dann mach' ich es umsonst, in meinen Feierabendstunden, und es ist mir ganz recht, daß ich damit auch wieder einmal was Kunsthandwerkliches zu tun krieg', nicht bloß immer Hufeisen und Wagenbeschläge. Außerdem soll es als Buße gelten . . ."

Da erhellte sich das Gesicht des Pfarrers ganz bedeutend, und er lächelte sogar, als er sagte, daß das unser Herrgott wohl als Buße gelten lassen werde, vorausgesetzt, daß beim Schmieden nicht auch wieder so unflätige Worte ins Hammergeklingel miteintönen.

So machte sich Quirin mit Begeisterung an die Arbeit und legte gleich noch am selben Sonntagnachmittag eine genaue Werkzeichnung an, wie er sich's dachte, wie's werden sollte. Er wollte sich richtig verkünsteln, sein ganzes Können leuchten lassen. Wie er aber so saß und mit der Kohle aufs Papier Ranken und Rosen und anderlei Figuren und Schnörkel hinwirken wollte, bemerkte er, wie unvollkommen seine Zeichenfertigkeit war, wie arm sein Formenschatz, und er mußte sich sagen, daß es ohne Vorlagen von fremder Hand doch wohl eine rechte Stümperei werden möchte. Dabei fiel ihm ein, daß die Kern Juliane, die Stickerin, eine Menge solcher Ornamentvorlagen in der Schublade hat, und was sie in Seide nadeln kann, das wird sich wohl auch einmal in Eisen hämmern lassen.

Er suchte sie auf, bekam auch bereitwillig eine Fülle prächtiger Muster von ihr, fand aber im übrigen das Mädchen traurig und niedergeschlagen. Aufs erste Zureden hin wollte sie ihm den Grund nicht sagen, doch als er nicht abließ, die Quelle ihres Kummers zu erfahren, wobei sie wohl spürte, daß es nicht aus bloßer Neugierde geschah, sondern aus einer Bereitschaft heraus zu Trost und Hilfe, erzählte sie ihm, daß sie es war, die unachtsamerweise die Geige hinuntergeworfen habe, und daß ihr der Treidl Franz darob jetzt sehr bös ist, denn die Geige hat vom Aufprallen eine Sprung bekommen, sie scheppert jetzt, wenn man darauf spielt, sie ist nichts mehr wert, und ist eine echte Mitterwalder gewesen, hundertzwanzig Mark hat sie gekostet. Juliane sollte ihm den Schaden ersetzen, aber woher das Geld nehmen, denn was sie mit Ach und Krach für sie und die Mutter und das kleine Geschwister, und auch wenn sie bis in die Mitternacht hinein nadeln wollte, sie könnte das niemals schaffen. „Er hätte sie ja nicht hinlegen brauchen," fuhr sie fort, beinahe unter Tränen, „der Chordirigent sagt immer, man soll nits aufs Brettl legen, weil es so gefährlich ist. Aber wenn er mir auch nichts machen kann, der Treidl Franz, er bockt mich doch an, es kann die allergrößte Feindschaft draus werden, und eine Feindschaft ist mir in die Seel' hinein zuwider . . ."

Quirin sprach ihr gut zu, das lasse sich ja wohl richten, und sie soll sich nur keine Gedanken darüber machen. Daß er vorhabe, die Sache selber ins reine zu bringen, davon sagte er noch nichts.

An einem der nächsten Sonntage aber sah Juliane eine blitzblanke neue Geige in Franz Treidls Händen, und strahlend vor Besitzfreude, indem er im Stimmen innehielt, zeigte er sie ihr. „Es ist ein noch besseres Instrument als die kaputte gewesene ist," schmunzelte er profitglücklich. Woher er sie aber habe, das dürfte er nicht sagen.

Juliane erfuhr es aber doch bald darauf.

Eines Abends, sie hatte noch ein Paket mit Stickereien zur Post gebracht, kam sie am Schmiedhaus vorbei und hörte hinter einem erleuchteten Fenster Violintöne. Es war ein klägliches Anfängergekratze, aber das hörte sie kaum. Vielmehr fiel ihr auf, daß diese Geige denselben etwas scheppernden Klang hatte, wie die ihn hatte, die über die Brüstung ins Kirchenschiff hinuntergefallen war. Juliane hatte das noch allzu gut im Ohr, denn oft genug hatte es ihr ja der Treidl Franz vorgeführt, wie kaputt sie war. Den Zusammenhang ahnend, tat Juliane, was sie sonst nie getan hätte. Sie klopfte ans Fenster. Qui-

rin öffnete, mußte ihren klar fragenden Augen Red' und Antwort stehen, und wenn ihm schon heilige Namen im Zorn leicht auf die Zunge kamen, aber sich auch mit Lügen befassen, das wollte und konnte er denn doch nicht.

So erfuhr Juliane, daß Quirin aus eigenen Mitteln dem Treidl Franz die Geige ersetzt hatte, und das Mädchen schwieg darob, bis ins Herz hinein erfreut und beklommen zugleich. Nicht einmal zu danken vermochte sie im ersten Augenblick. Sie fragte Quirin bloß, ob er schon ein Lied kann.

Ja, „Stern im Meere" kann er, sagte er, und kam heraus, vors Haus mit der Geige.



Da saßen sie auf der Bank im Monddämmern, und Quirin spielte „Stern im Meere".

„Du bist ein religiöser Mensch," sagte Juliane, als er geendet hatte.

„Meinst du?!" erwiderte Quirin, ungläubig bezweifelnd.

„Doch, das bist du," fuhr das Mädchen leise, aber in bestimmtem Ton fort; „ein anderer tät gleich zuerst einen Ländler probieren, du aber fangst mit einem Marienlied an . . ."

Quirin lachte ein wenig:

„Weil's langsamer geht; Schmiedfinger sind nicht so flink . . ."

Juliane schwieg eine Weile. Dann behauptete sie von neuem, daß es deswegen doch ein religiöser Mensch sei.

„Ja," nickte Quirin schwer, „einer der flucht, in der Kirch', bei der Wandlung, wie ein Heid' . . ."

Betroffen schaute ihn das Mädchen an. Sie hatte keine Worte, dem zu entgegen, aber ihr Blick schien zu sprechen: Das sollst nicht sagen . . ."

„Spiel' nochmal Stern im Meere!" sagte sie dann nur.

Er spielte bereitwillig. Die Grillen zirpten dazu.

Der Mond stand hinter dem Gebüsch beim Wegkreuz und das Kreuzdächlein hob sich tiefdunkel von der Silberscheibe ab.

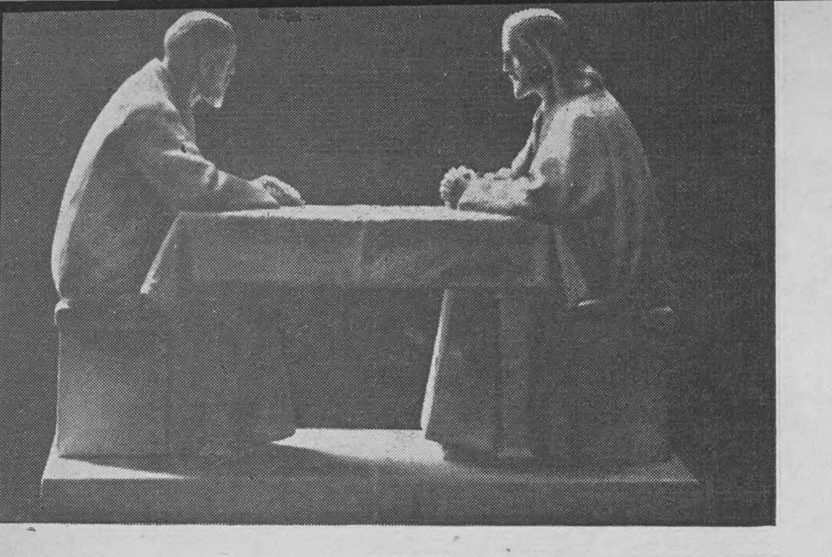
„Sie klingt doch sehr schön, trotzdem sie den Sprung hat," sagte Juliane, als Quirin die Geige wieder absetzte. Sie wollte noch etwas sagen, fühlte es aber nur ungeformt, brachte es nicht in Worte.

Mitteninne fragte Quirin das Mädchen, ob sie es sein möchte, die ihm das leichtsinnige Fluchen abgewöhnen möchte, immer bei ihm sein, ihn immer daran erinnern, das ganze Leben lang.

Als sie heirateten, spielte ihnen der Treidl Franz auf seiner neuen, noch viel besseren Mittelwalder bei der Hochzeitsmesse das Ave Maria, das er besonders gut kann, er ist berühmt dafür. Andächtig ließ er den Bogen über die Saiten gleiten, wie das sanfte Rauschen von Engelsflügeln flogen die benedeienden Töne durchs Gotteshaus.

Seit kurzem war dort oben nun auch das längst nötig gewesene Gitter angebracht, wunderschön gearbeitet, mit Schmiedelaub, Schneckengeschling und Hammerschlagrosen und mit dem figürlichen Schmuck in der Ausbuchtung, ein eisernes Weiblein darstellend, das einen Teufel zaust, der dem Mund des gegenüberstehenden eisernen Mannes entflieht, alles über einer ins Gittergeflecht verrankten Geige angeordnet.

Unwillkürlich und wie mit dem Blick eines einzigen gemeinsamen Auges schauten Quirin und Juliane dort hinauf, als sie getraut die Kirche verließen.



Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!

Verwalter sind wir alle,

Verwalter über verschiedene Güter, und zwar sehr kostbare, die einen über mehr, andere über weniger. Und alle werden einmal über deren Verwaltung Rechenschaft geben müssen. Eines der wertvollsten dieser Güter ist ohne Zweifel

der Glaube,

den kein Mensch sich selbst geben kann. Er ist ein reines Gnadengeschenk Gottes, den wir in der heiligen Taufe erhalten haben. Er ist, wie St. Augustinus bemerkt, das kostbarste Gut des Menschen. Wie viele gehen aber damit um, als ob gar nichts daran gelegen wäre, wie Kinder mit einem Spielzeug, woran ihnen nichts gelegen ist. Und doch ist es unmöglich ohne Glauben Gott zu gefallen, wie St. Paulus schreibt. Und der Herr sagt kurz und klar: Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet. Nun sehe man sich so viele Christenmenschen an, wie sie den hl. Glauben, diese große Gottesgnade, so gering schätzen, mit ihm frevles Spiel treiben, so ganz und gar nicht besorgt sind um seine Erhaltung, noch weniger um seine Vermehrung. Sie suchen Gesellschaften auf, wo der Glaube als etwas Märchenhaftes verhöhnt wird, sie halten Zeitungen, Zeitschriften, lesen Bücher, besuchen Theater, wodurch der Glaube nach und nach Schiffbruch leiden muß. Sie bemühen sich auch nicht, die Glaubenslehre näher kennen zu lernen, um bei etwa aufsteigenden Zweifeln oder bei Angriffen festzustehen und ihn verteidigen zu können. Und doch werden sie einst darüber Rechenschaft ablegen müssen.

Wer immer diese Rechenschaft gut bestehen will, wird gut tun, folgende Punkte zu beachten und danach zu handeln. Das beste Mittel, den Glauben nicht bloß zu bewahren, sondern ihn zu vermehren, glaubensstark und damit glaubensfroh zu werden, ist ein Leben nach dem Glauben. Wer nach dem Glauben lebt, wer besonders das dritte, sechste und siebte Gebot beobachtet, wird freudig glauben. Ein anderes Mittel ist das Gebet. Das gilt besonders für jene, die den Glauben verloren haben und ihn wieder zurückgewinnen wollen, das sollten auch die Angehörigen von solchen recht sehr beherzigen. Der Glaube ist eine Gnade Gottes, die kein Mensch verdienen oder sich selbst geben kann. Der große spanische Philosoph Balmes (gest. 1848) bemerkt in einem seiner Werke („Briefe an einen Zweifler"): „Zu wiederholten Malen ist es mir begegnet, mit Menschen zusammen zu kommen, die, wie es mir schien, ebenso gut wie ich die Gründe einsahen, welche für unsere Religion sprechen, und dennoch glaubte ich und sie glaubten nicht. Woher diese Erscheinung?, fragte ich mich selbst. Und ich konnte mir keine andere Rechenschaft davon geben, als auszurufen: Die Barmherzigkeit Gottes ist mir zuteil geworden."

Wer immer einen Ungläubigen bekehrt wissen will, kann nichts besseres tun, als für ihn beten. In der Regel fehlt es bei ihnen nicht im Verstand, sondern im Willen, weil sie nicht nach dem Glauben gelebt oder leben. Ein anderes Mittel, den Glauben zu bewahren, ist das eifrige Anhören des Wortes Gottes, sagt der Völkerapostel. Wer fleißig das Wort Gottes hört oder in Verhinderung dazu öfter fromme Bücher liest, z.B. den „Gofine", die „Nachfolge Christi", die „Hl. Schrift" und dabei nach dem Glauben zu leben sich bestrebt, wird nicht leicht in Glaubenszweifel geraten, im Glauben wankend werden, noch weniger den Glauben verlieren. Daß es heute so viele Schwachgläubige und sogar viele Ungläubige gibt, kommt davon, daß so viele nicht mehr beten und das Wort Gottes nicht hören, dafür sogar sich in Gefahren gegen den Glauben hineinstürzen, vielfach freilich auch infolge unsittlichen Lebenswandels und Ungerechtigkeiten in Handel und Wandel.

Es gibt noch viele andere Güter, über deren Verwendung der Mensch wird Rechenschaft geben müssen. Alle hier zu nennen, führte zu weit. Der Mensch hat ja alles, was er besitzt, direkt oder indirekt von Gott, der Urquelle alles dessen, was außer ihm ist. „Was hast du, o Mensch, was du nicht empfangen hättest; wenn du es aber empfangen hast, warum rühmst du dich dessen, als hättest du es nicht empfangen?" schreibt St. Paulus mit Recht.

Alle leiblichen und geistigen Güter

sind Gaben Gottes. Oder wer wollte etwa im Ernste behaupten, er habe sich den Verstand, das Gedächtnis, die Phantasie, die den Menschen himmelweit über das Tier erheben, selbst gegeben oder es sei das Geschenk der Natur. Was haben die Menschen mit Hilfe dieser Geistesgaben alles geschaffen im Laufe der Jahrhunderte auf den verschiedensten Gebieten: in der Baukunst, in der Mal- und Dichtkunst, in Musik, auf dem Gebiete der Mathematik, der Physik, Technik, Elektrotechnik, Astronomie, in Bezug auf Erfindung und Entdeckungen, in Philosophie, im Wirtschaftsleben. Es hat eine Zeit gegeben, wo „Gelehrte" glauben machen wollten, der Mensch sei nur ein höher entwickeltes Tier, bis einzelne große moderne Naturforscher, Gläubige und auch Ungläubige, wie z.B. Virchow, Du Bois-Reymond usw. diese Lehren als Hirngespinste, als unbewiesen und unbeweisbare Behauptungen zurückwiesen. Keines der höchstentwickelten Tiere hat jemals versucht, auch nur ein Gartenhäuschen zu bauen, noch weniger eine Uhr zusammenzustellen oder ein Lied zu komponieren, ja nicht einmal bei großer Kälte ein Feuer zu machen, oder ein verlassenes Feuer durch Zulegen von Holz weiter zu unterhalten, um sich daran zu erwärmen. Das kann nur der Mensch, dem der Schöpfer Verstand, Gedächtnis und Phantasie verliehen.

Er hat ihm aber diese Gaben verliehen, daß er damit Gott diene, Gott verherrliche. Alles, was er geschaffen, hat er zu seiner Verherrlichung geschaffen. Daher muß der Mensch für den Gebrauch dieser kostbaren Gaben einst auch Rechenschaft geben. Da aber viele diese Gaben mißbrauchen, sogar damit gegen Gott und sein Gesetz, seinen Willen gebrauchen, wird für sie der Tag der Rechenschaft ein furchtbarer Tag werden, ein Tag des Entsetzens. Und zwar umso furchtbarer, je größer die Gaben waren. Wenn der Herr schon demjenigen, der ein einziges von ihm verliehenes Talent nicht etwa mißbraucht, sondern bloß nicht nützlich angewendet hat, die ewige Verwerfung androht, wie wird es erst gegen jene ergehen, die drei, fünf Talente erhalten haben und diese nun gegen Gott und seine Sache gebrauchten, wie z.B. glaubensfeindliche Gelehrte, Schriftsteller, sittenlose und sittenverderbende Maler, Zeichner, ebensolche Dichter, die anderen zum Falle geworden sind.

Zeitliche Güter sind die Gesundheit, Körperkraft, das Auge, das Gehör, was alles zur Ehre Gottes gebraucht werden soll. Wie viele gibt es aber, die ihre Gesundheit ruinieren durch Unmäßigkeit oder durch ein Lasterleben oder die ihre Gesundheit oder ihr Leben sonst leichtsinnig aufs Spiel setzen. Andere benützen ihre Augen und Ohren, um Schlechtes zu schauen oder zu hören, was den Glauben, die Sittlichkeit gefährdet. Die Gefahr für die Augen ist heute besonders für junge Leute, die ohnehin in der Sturm- und Drangperiode sich befinden, riesengroß, da die Nacktkultur durch alle Straßen schreitet in Form der unsittlichen Kleidermode. Da wird's auch einmal heißen: Gib Rechenschaft!

Das Wort: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung! gilt nicht zuletzt den

Eltern, Lehrern und anderen Erziehern,

denen Gott Kinder anvertraut hat mit unsterblichen Seelen, die in erster Linie Gottes Eigentum sind, deren Seelen er im Gnadenstande von ihnen zurückfordern wird. Alles ist Gottes Eigentum. Nicht umsonst hat der Heiland ein so ernstes „Wehe!" ausgerufen gegen jene, die auch nur einem der Kinder, die an ihn glauben, Ärgernis geben. Wie furchtbar wird die Rechenschaft erst für jene werden, die absichtlich die Jugend von Christus und seiner Kirche losreißen, sogar eigene Organisationen zu diesem Zwecke schaffen und unterhalten, aber auch für jene, die zur Rettung der Kinder, für die Bewahrung ihres Glaubens keine Opfer bringen wollen, obschon sie es leicht könnten, die kein Herz haben für armer Leute Kinder. Ob am Tage der Rechenschaft ihr steinhartes Wort: „Wir haben selbst keine Kinder; wir geben nichts", als Entschuldigung angenommen werden wird? Oder ob es nicht viel mehr heißen wird: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder nicht getan, das habt ihr mir nicht getan!"

Der Mensch muß einst auch Rechenschaft geben über die Verwendung seines gewöhnlichen

irdischen Besitztums,

sei es Geld oder Geldeswert. Es sagt wohl mancher: Ich kann mit meinem Geld und anderem Besitz machen, was ich will; das geht niemanden was an. Doch, einen geht's an, Gott den Herrn. Der Mensch ist nicht absoluter Herr von Geld und Gut, sondern Verwalter darüber. Das geht besonders die Reichen an, welche verpflichtet sind, Armen und Notleidenden von ihrem Reichtum mitzuteilen. Zur Rechenschaft gezogen werden auch jene, die ihr Geld und Gut mißbrauchen zur Befriedigung schlechter Leidenschaften und sündhaften Vergnügungen; diejenigen, die von ausgeliehenem Geld zu hohe Zinsen fordern, überhaupt alle, die ihren Besitz nicht nach dem christlichen Sittengesetz anwenden. Rechenschaft gefordert wird auch von jenen Familienvätern, die ihr durch Arbeit oder Erbschaft erworbenes Geld in Spiel und Trunk vergeuden und ihre Familie darben lassen, oder sie in Armut zurücklassen.

Bedenk das Ende!

In meiner Heimatgemeinde schritt eines Abends — es war vor fast 50 Jahren — ein Mann heimwärts, nach dem etwa eine halbe Stunde vom Markt entfernten Bergdörflein, Tränen in den Augen. Von einem guten Bekannten, der ihm begegnete, um seine Traurigkeit befragt, gab der Heimkehrende zur Antwort: „Da soll man nicht traurig sein! Hat man mich doch heute in den Gemeinrat gewählt und nun soll ich auch noch für die Gemeinde mitverantwortlich werden vor Gott und hätte schon genug an der Verantwortung für meine Familie." Ob es dort heute auch noch so gewissenhafte Gemeindevertreter gibt, ich weiß es nicht. Ich hoffe es. Der Mann lebte sicher aus dem Glauben. Er lebt schon längst nicht mehr, dürfte aber die Rechenschaft gut überstanden haben. Die Rechenschaftsablegung von seiner Verwaltung über all die Güter und Gnaden von Gott ist für jeden Menschen das letzte und alles entscheidende Schluß-Examen. Wer es besteht, ist gerettet, wer es nicht besteht, ist verloren, beide auf ewig. An diesem Schlußexamen kommt niemand vorbei. Ein sehr gutes Mittel, um einst glücklich durchzukommen, gibt Thomas von Kempen in seiner „Nachfolge Christi" an, indem er schreibt: Bedenke am Morgen, du könntest den Abend, und am Abend, du könntest den Morgen nicht mehr erleben. Das Mittel steht jedem zu Gebote. Mit anderen Worten ausgedrückt heißt's soviel als: Bedenk das Ende und lebe stets so, wie du im Tode wünschen wirst, gelebt zu haben. Wer so handelt, wird nicht erschrekken müssen, wenn es heißen wird: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!

S.A.

Gottestrauer

(17. Jahrhundert)

Da Gott der Herr im Garten ging,
Da er sein heiliges Leiden anfing,
Da trauret alles, was da was,
Kreatur, Laub und grünes Gras.

Maria hört ein Hämmerlein klingen:
O weh! o weh! meins lieben Kinds!
O weh! o weh: meines Herzensthron!
Mein Kind muß ich verlassen schon.

Maria kam unter dem Kreuz gegangen,
Sie sah ihr liebs Kind vor ihr hangen
An einem Kreuz, war ihr nit lieb,
Maria war ihr Herz betrübt.

Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast,
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast,
Nun bieg dich, Laub, nun bieg dich, Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das.

Die hohen Bäume, die biegten sich,
Die hohen Felsen zerkliebten sich,
Die Sonn verliert ihr klaren Schein,
Die Vögel lassen ihr Singen sein.

Nun merket auf, ihr Fraun und Mann,
Und wer dies Liedlein singen kann,
Der sing es nur all Tag einmal,
Sein Seel wird kommen in Himmelssaal.

Schalmeien im Vatikan

Von Eugen Fleerackers

Das war eine große Neuigkeit, die eines Tages plötzlich, ganz unerwartet in Grottamare eintraf, alle Herzen mit Freude erfüllte, Ehre und Ruhm für den Ort bedeutete.

Seit Grottamare bestand, ein kleines Dörfchen am Meere und am Fuße der Berge, hatte sich dort niemals etwas Besonderes ereignet. Der Ort gehörte zu den Dörfern, wo weder etwas passiert war, noch passieren konnte. Und nun auf einmal kam die große Neuigkeit, so daß alle Menschen drei Tage lang an den Türen beieinander standen und sich selbst und andere immer wieder fragten: „Ist es denn auch wirklich wahr?" ... Und das Meer sang es, schlug den weißen Schaum bis gegen die Mauern der Häuser, rauschend und brausend vor lauter Freude: Papst! Papst!

Und längs den Abhängen der Berge, im reichen Sonnenlicht, rauschten die Zitronen- und Orangenbäume: Felice! Felice! ... Papst! Papst!

Es war der alte Tista — Battista Recca — der die Neuigkeit aus dem nahen Kloster von Montalto mitgebracht hatte. Tista war so etwas wie der Bote des Bezirks. An dem Morgen, als er dem ehrwürdigen Pater Abt einige Rebhühner brachte, hatte er von ihm selbst die große Neuigkeit vernommen und Tista eilte nach Grottamare, so flink ihn seine alten Beine trugen, um im Pfarrhause seine Neuigkeit mitzuteilen.

„Felice Peretti!" sagte der Pastor erstaunt; legte das Brevier hin und nahm die Brille ab. „Felice Peretti Papst? ... Ist's möglich?"

„Ich habe Felice Peretti als Kind nicht gekannt, aber schon viel von ihm gehört," meinte der Pastor.

„Aber ich," sagte Tista, „ich habe ihn gekannt als ... als er noch so klein war! ... Sapristi .. entfuhr es ihm, „er ist immer ein flinker Bursche gewesen, aber Papst .... Papst! Sassa, das müßte sein Vater noch erlebt haben, Piergentile Peretti und seine Mutter Beatrice ... Und der alte Feldschütz."

„Warum der Feldschütz, Tista?"

„Ach, ich weiß nicht ... ich meine nur so. Aber Felice hat dem Mann mehr als einmal einen Streich gespielt! ... Einmal hat er ..."

„Pst!" machte der Pastor, und steckte warnend einen Finger hoch, „du wirst gut tun, fortan darüber zu schweigen, Tista."

„Das ist wahr," gab Tista zu. „Aber Sapristi, sapristi!" —

Dann wurde Tista plötzlich ernst und schüchtern kam es über seine Lippen: „Herr Pastor, soll ich nicht den Papst einmal besuchen können? Wenn Sie einmal bei ihm anfragen wollten? Dann ... könnte ich sterben."

„Tista," antwortete der Pastor, „darüber muß ich noch einmal schlafen."

Und der Pastor schlief noch einmal darüber, zog am andern Tage einer Gans eine Feder aus, suchte den besten Pergamentbogen hervor und riskierte einen Brief. Und mit Schwung über das Papier fahrend schrieb er: „Ad pedes Sanctitatis vestrae provolutus — Niederkniend zu den Füßen Eurer Heiligkeit," die Bitte an S. H. Papst Sixtus V., der von 1585—1590 das Steuer des Schiffleins Petri führte, „ob der Battista Recca einmal nach Rom kommen dürfe ... Danach wollte Battista Recca gleich dem Patriarchen Simeon selig und zufrieden sein müdes Haupt niederlegen ... usw.

Gerade so biblisch hatte Tista ja seine Bitte nicht vorgebracht, aber es waren die gleichen Gefühle.

Kurze Zeit nachher kam der Abt des Klosters ins Pfarrhaus, um dem Pastor die Antwort zu überbringen. Und „Kraft dieses päpstlichen Briefes wird Battista Recca, ein sehr verdienstlicher Mann in religiösen Dingen, vom Hl. Vater eingeladen, nach Rom zu kommen, und daß er seine Feldschalmei mitbringen solle". Und in einem Postskriptum hatte der Papst noch hinzugefügt, daß der Pastor auch mitkommen solle.

„Tista," sagte der Pastor zu dem Alten, der zuhörte, stolz wie ein Truthahn, der für die Hochzeit des Königs gemästet wird, „es ist gut." Und zweimal las er Tista den Brief vor, einmal übersetzt und einmal in Latein. „Und, Tista, vergiß deine Schalmei nicht."

„Sapristi, weiß er das noch?" rief Tista. „Welch ein Mann! Und wann gehen wir, Herr Pastor?"

„Nur Geduld, Tista. Ich wer-

de schon die nötigen Vorbereitungen treffen."

Der Pastor ließ sich für einige Tage von einem Pater des nahen Klosters vertreten. Tista brauchte keine Vertretung. Und jetzt standen sie zu viert reisefertig: der Pastor, Tista und zwei kluge Maulesel des Klosters, mit blinkendem Kupferzeug und einer Schnur von kleinen Schellchen. Der Pastor mit einem neuen Talar bekleidet, saß schon im Sattel und streichelte den Hals des Tieres; und ebenso Tista, glatt rasiert wie eine Apfelsine, mit einem neuen Kittel an. Tista nickte zum Pastor hinüber und „Avanti" sagte er dann, „Vorwärts!"

Längs grünen Wiesen, vorbei an Flüssen und über Steinberge, auf welche die Sonne heiß brannte, und die steilen Felsentreppen der Apenninen hinauf und hinunter, mit einer Rast bei einem Brunnen, einer Ausspannung für die Nacht bei einem Pastor oder einem Bauern . . . Und immer nur vorwärts. Und hunderte Meilen weit trabten die Maulesel geduldig, und im Marschtempo ihrer Beine schlugen sie mit dem Schwanz nach den quälenden Fliegen, und schüttelten die Ohren und die Glöckchen, daß es hell erklang. Und nach soviel Geklingel und Getrapp kamen sie an den Tiber und jetzt, meinte der Pastor, brauchten die Maulesel nur ihrer Nase zu folgen, dann würden sie schon nach Rom kommen. Das taten sie denn auch und da lag vor ihnen zu ihren Füßen Rom!

„Ave Roma," betete der Pastor.

„Sapristi!" sagte Tista, „welch eine Stadt!"

„Und nun zum päpstlichen Palast," sagte der Pastor.

„Wo ist der?" frug Tista.

„Komme nur mit. Mit Fragen und Höflichkeit kommt ein Mensch überall zurecht."

Bis heute hat man in den Archiven noch kein einziges Dokument gefunden über den herzlichen Empfang des Pastors von Grottamare und Tistas am päpstlichen Hofe. Das ist einigermaßen zu begreifen. Die Papiere sind vielleicht verloren gegangen, liegen vielleicht noch unter verstaubten Akten versteckt oder sind nie geschrieben worden, weil die Historiker es nicht der Mühe wert achteten, diese kleine Geschichte zu Papier zu bringen.

Und dennoch. Nie ist von einem Papst ein Kardinal, König oder Bischof, herzlicher empfangen worden als der Pastor von Grottamare und Tista! . . . so freundlich, so gemütlich, so innig. Kaum waren die Maulesel eingestellt und hatte sich die bronzene Pforte geöffnet, da stand auch der Papst da, Sixtus V., segnete die beiden Besucher, nahm beider Hände in die seinen und begrüßte sie mit einem herzlichen „Buon giorno — Guten Abend!" Und „Come sta lei? — Wie geht es? Und wie ist die Reise verlaufen? Und wie geht es in Grottamare?"

Der Pastor war gerührt. Und Tista wußte von allem, was er sich zurechtgelegt hatte, nichts zu sagen. Dann fragte der Pastor höflich, wie es dem Hl. Vater selbst gehe.

„Mir geht es gut!"

Nun sagte Tista, daß es ihm selbst auch gut gehe. Er sei gesund und zufrieden.

Doch sie sollten zunächst eine Erfrischung nehmen, meinte der Papst.

„Aber, ob es denn keine Mühe verursache," meinte der Pastor.

Und der Papst antwortete lächelnd: „Ganz sicher nicht!" — Kaiser Rudolf II. war gerade aus Wien gekommen und der König von Spanien konnte jeden Augenblick gemeldet werden, aber die konnten wohl warten bis morgen.

„Hier in meinem Zimmer." Hier stand auf einem kleinen Tischchen ein Tablett mit drei Gläsern und eine kleine mit Spinngeweben überzogene Flasche. Und der Papst schenkte selbst ein. Und sie standen all drei da, jeder sein Glas hoch haltend und sie stießen an und nippten.

„Wie ist er?" frug der Papst.

„Hm, fein," sagte der Pastor.

„Sapristi!" schmunzelte Tista.

„Lacrimae Christi," sagte der Papst.

Trinken ist nun eine materielle Sache, daß man am besten darüber schweigt und ebenso über die Mahlzeit, die nun folgte. Eins nur: wenn später jemand in Tistas Beisein in der Pfarrei prahlte über das eine und andere Festessen, dann kniff Tista ein Auge zu und fragte leise: „Und seid ihr schon einmal auf einem Fest beim Papst gewesen? Nein? Nun denn, ich wohl. Ich habe es gesehen und miterlebt!" Und dann mußte jeder schweigen.

„Und heute abend," sagte der Papst, „heute abend machen wir es uns gemütlich unter uns . . . Ich werde einige Prälaten einladen."

Der Pastor fühlte sich dadurch hoch geehrt und Tista meinte: „Nun ja, je größer die Gesellschaft, um so mehr Vergnügen."

Ja, es gab ein gemütliches Beisammensein an dem Abend, als alle auf den roten Plüschsesseln Platz genommen hatten: der Papst, der Pastor, Tista und sechs hohe Prälaten, unter diesen der Großinquisitor. In der Tat, ein vornehmes Kollegium. Schon nach wenigen Minuten war das

Eis geschmolzen und sie sprachen zusammen über alles mögliche, wie Kameraden. Nur der Inquisitor verhielt sich zurückhaltend. Und Tista fühlte sich nicht ganz wohl, wenn er dessen ernste Miene sah. Tista ertrug viel lieber den strengen Blick von allen Feldschützen von Gottamare und Umgegend. Aber auch der Papst hatte es gemerkt, doch er sagte nichts, er beobachtete nur.

„Wilderst du auch noch, Tista?" frug der Papst.

„Jawohl! Jawohl! Heiliger Vater. Und den ersten Hirsch, den ich . . ."

Der Inquisitor sah erstaunt drein und Tista schwieg betroffen.

„Ich danke dir, Tista," sagte der Papst, der es wohl verstanden hatte. „Und spielst du noch Schalmei?"

„Ja, das war es ja gerade . . . das war es, worauf Tista gewartet hatte. Denn jetzt wußte er bestimmt, daß der Papst die frohen Stunden nicht vergessen hatte, in denen sie vor vielen, vielen Jahren zusammen gewesen auf den Bergen von Grottamare, der Papst noch ein Knabe, und die Schalmei bliesen, gleich ob die Freude kein Ende mehr finden könne.

Tista antwortete nicht, aber leise und verstohlen, mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen, glitt seine Hand in den Kittel und holte eine Schalmei hervor.

„Hast du sie mitgebracht, Tista, dann spiele einmal."

Tista hielt triumphierend die Schalmei in die Höhe, warf einen Blick auf den Pastor und die Prälaten und sah auch wieder das strenge Auge des Inquisitors. Aber das störte ihn nicht, er war zufrieden, als er sah, wie erfreut der Papst war, und gleich einem Künstler setzte Tista die Schalmei an die Lippen . . . Es war ein Hirtenliedchen, welches er spielte. Das Lied ließ vor den Zuhörern im Geiste eine Landschaft mit grünen Wiesen und blökenden Schafen erstehen; es war eine eintönige und doch so reiche Melodie und Tista sah, daß während des Spieles einer der Prälaten dem Papst etwas zuflüsterte, wozu der Papst lächelte. Und Tista trilierte weiter, die Lippen fest auf das spröte Riet gedrückt, in den sehnigen Wangen zwei Grübchen vom starken Blasen, während seine Finger tippten und tanzend über die Löchelchen der Schalmei dahinflogen, um die Melodie richtig herauszubringen.

Nun mußte er einmal Atem schöpfen, und die Zuhörer, der Papst vorauf, spendeten herzlichen Beifall; allein der strenge Inquisitor . . .

Tista sah es wohl und er bemerkte, daß der Papst es auch sah — der Inquisitor machte noch ein ernsteres Gesicht, und rührte keinen Finger zum Beifall.

„Tista," sagte der Hl. Vater, „lasse mich auch einmal spielen," und er streckte seine Hand schon aus um das Instrument zu nehmen, doch Tista zog es fort, mit einem Lächeln der Entschuldigung. Seine Hand fuhr wiederum in den Kittel und holte eine zweite Schalmei zum Vorschein, eine ganz neue, eine Prachtschalmei mit allerlei Schnitzereien verziert. Tista sagte nichts, doch sich so ehrfurchtsvoll wie möglich verbeugend, überreichte er die Schalmei dem Papst.

„Aber, Tista, Tista, was ist

Opferung

Das Glöcklein tönt.
Der Piester deckt den Kelch ab, die Patene aufzuheben,
Und hebt auf der Patene unser Leben
Hinauf zum Antlitz dessen, der uns schuff. —
Da, — eines andern Glöckleins zager Ruf! —
Das Bettelkörbchen geht von Hand zu Hand.
Die Fünfer, Zehner, hüpfen schnell hinein. —
Selten ein Markstück. — Seltener ein Schein. —
Der Küster bringt die Gaben in Verwahr.
Indessen hebt der Priester am Altar
Den Kelch empor. — Den Kelch mit jenem Wein,
Der wird uns bald das Blut des Lammes sein. —
Der uns das Leben gab und gibt sein Blut,
O Gott, mach uns're Opfer rein und gut!
Es klebt an Pfennigen, an Mark und Schein
Etwas von unserem Mühseligsein; —
Etwas von Trägheit, —
Etwas von Betrug, — —
Etwas von Geiz. — — —
Wer gäbe Dir genug!
O nimm zum Opfer unsrer Herzen Reu'
Und schaff uns neu.

das?" Aufmerksam betrachtete der Papst die Schalmei, ließ seine Finger darüber gleiten, sah die Schnitzarbeit mit einer schön eingravierten Tiara und einem großen verschnörkelten S — und ganz klein unten B. R. Und er erkannte sofort, daß dies bedeutete: Dem großen Papst Sixtus — geschenkt von dem kleinen Battista Recca . . .

„Tista, ich danke dir herzlich," sagte Papst Sixtus gerührt, und dann: „Wohlan, Tista, zu zweit! Unser altes Liedchen."

Und das Duo erklang. Tista spielte die Melodie und der Papst die Begleitung. Und das Doppelspiel trilierte, daß es eine wahre Freude war. Es tanzten nach der Melodie die Finger über die Löchelchen, wie Schäfchen auf der Weide. Und es lauschte der Pastor und es lauschten die Prälaten. Erstaunt darüber, daß ein Papst so spielen konnte auf einer armseligen Schalmei; sie saßen da mit offenem Munde. Allein der Inquisitor hielt die Lippen fest aufeinander gepreßt, sah mit ernstem Blick auf seine Hände und hätte die Ohren fest geschlossen, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Aber auch jetzt, während des Spiels, hatte der Papst es bemerkt. Nach Beendigung desselben sagte der Pastor: „Eure Heiligkeit spielen aber sehr gut."

„Das will ich meinen," erwiderte der Papst, „ich habe es ja von Tista gelernt vor 50 oder 60 Jahren . . ."

Und Tista war stolz auf das Lob und seinen Lehrling.

Am andern Tage ritten der Pastor und Tista auf ihren Mauleseln wieder zurück nach Grottamare . . . „A rivederci! — Auf Wiedersehen!"

Und dann ließ der Papst den ehrwürdigen Herrn Inquisitor in sein Kabinett kommen. Und dieses mal war es der Papst, der streng dreinschaute . . . Und dann hatte ihm der Papst eine Ermahnung gegeben. „Fünf von den sechs Prälaten haben sich gestern abend bei dem gemütlichen Beisamsein gut, brav und christlich benommen. Einer nicht — und dieser eine, das war der Inquisitor! Was hatten Hochwürden zu bemängeln? Daß er, Papst Sixtus V. so gemütlich und freundschaftlich mit einem Battista Recca umging? — Aber erstens, Tista war ein guter Christ und daher auch ein geliebtes Kind des allgemeinen Vaters, und zweitens: Tista war ein alter, treuer Freund. Denkt der Herr Inquisitor vielleicht, daß ein Papst, weil er Papst geworden, seine alten Freunde, und sind sie noch so arm und stehen sie sozial noch so niedrig, vergißt? . . . Oder nahm der Herr Inquisitor es ihm übel, daß der Papst die Schalmei gespielt hatte? Er, Papst Sixtus V. weiß es ebenso gut als der Herr Inquisitor, daß das Leben ernst ist! Aber darf man deshalb niemals am Rande der Blattseite eine kleine Karikatur zeichnen? Muß der Bogen denn immer gespannt sein? Nein! Zwischen zwei täglichen gewöhnlichen Broten backt der beste Bäcker auch schon einmal einen Kuchen. Wahr ist es ja, daß der Mensch vom Lachen keine Fältchen in die Stirne bekommt, aber, Hochwürden, wer immer sauer dreinschaut, erhält noch tiefere Falten nicht allein in die Stirne, sondern auch ins Herz. Glauben Sie denn wirklich, daß dem Herrgott saure Gesichter so angenehm sind? — Gaudete — Freut euch, sagte der Apostel. Der Mensch hat Salz nötig, natürlich Salz für die Suppe und Geist für seinen Verstand, die Gnade für seine Seele. Mein innigster Wunsch wäre, daß jeder Pastor z. B. eine Zugposaune besäße, um jeden Abend zu Hause ein Liedchen zu blasen. Sagen Sie jeden Tag ein heiliges Wort, Hochwürden, und ein weises Wort, Hochwürden, aber auch einmal ein heiteres Wort, Hochwürden. Und tun Sie einfach wie ein Kind, Hochwürden . . . Sagte doch der göttliche Heiland, wir müßten wieder Kinder werden. Und weil es so schwer ist, wieder Kind zu werden, wollen wir lieber Kinder bleiben.

Auf Wiedersehen, Hochwürden!"

Der Inquisitor verneigte sich und ging. Der Papst aber griff nach der kleinen Schalmei und wandelte durch sein Zimmer, indem er die uralte Melodie spielte.

In der Schule

Man sprach über die Heimat der Tiere. „Welches Tier kommt bei uns nicht vor?" fragte der Lehrer.

Meldete sich Max: „Unser Hund unterm Sofa, wenn ihn Vater ruft."

Das sind nun Freunde

Der Doktor war zur Jagd eingeladen. Drei Tage stand sein Platz am Stammtisch verwaist. Dann fand er sich wieder ein. Er war hell begeistert.

„Das war eine Jagd," sagte er immer wieder, „das war eine Jagd. Was meint ihr, wieviel Hasen wir da geschossen haben?"

Und der ganze Stammtisch rief im Chor:

„Die Hälfte, Doktor, höchstens die Hälfte!"

Musik im Amtsgericht

Von Ludwig Schuster

Gut bestellt wär' es auf der Welt, wenn alle Menschen es mit der Wahrheit so genau nehmen möchten wie der Grasleitner Flori. Mit dem kann man ohne Bedenken in Handelschaft treten, er schmiert keinen aus, und was er sagt, das stimmt aufs Wort, man kann sich drauf verlassen. Wenn es heißt, „der Grasleitner Flori hat's gesagt", so hat die Sache ihre Richtigkeit, und niemand braucht mehr daran zu zweifeln. Selbst wenn es ihm selber zum Schaden gereicht, steht er nicht von der Wahrheit ab, wie neulich erst wieder, als er das Roß an den Wembacher Lenz verkauft hat, und ihn von selber darauf aufmerksam gemacht, daß es krumm geht, er soll sich's überlegen, er möchte ihm diese Tatsache nicht vorenthalten. Wer tut so etwas schon? Nicht leicht einer, schon gar bei einer Handelschaft. Da heißt es bei den meisten nicht bloß „Bruder aus dem Spiel", sondern leider gar oft auch stillschweigend „Wahrheit aus Spiel". Ein schönes Beispiel kann man sich nehmen an dieser seltenen Wahrheitsliebe, und sie ist nachahmenswert, nicht nur im Hinblick auf den Lohn und die Vergeltung im Jenseits, die sich die meisten doch allzu gern weit von den Augen halten, sondern weil man deutlich sehen kann, wie geachtet und geehrt einer ist, der aller Lüge und allem Geflunker durchaus abhold ist wie der Grasleitner Flori.

Es ist nicht immer so gewesen mit ihm, in seinen jungen Jahren hat ihn diese Tugend noch nicht so unbedingt erfüllt wie jetzt.

Ein merkwürdiges Erlebnis hat ihm diese schöne Richtschnur für sein ganzes späteres Leben gegeben, das man bei oberflächlicher Betrachtung einen Zufall nennen könnte, je tiefer man aber die Umstände erfaßt, desto mehr muß man dem Grasleitner Flori beistimmen, der das damals Geschehene als einen Wink Gottes auffaßte und noch heute in dieser Weise davon spricht, wenn er davon spricht. Das tut er nicht oft, aber manchmal kann man die Begebenheit doch von ihm erfahren, und es ist noch heute aus seinen Worten, wenngleich schon Jahrzehnte seitdem vergangen sind, die Erschütterung und Erhebung zu spüren, die ihn dazumal bis tief hinein gepackt haben mag.

Der Grasleitner Flori hat einen unzertrennlichen Jugendfreund gehabt, den Sellreiner Sixt, und das ist ein ganz handsamer Bursche gewesen, lustig und ganz ohne finsteres Wesen, bloß ist er schrecklich gern wildern gegangen. Wie man ihm auch abgeredet hat, vor allem auch sein Freund Flori, er hat es nicht lassen können und ist mehr als einmal dafür eingesperrt worden, wenn ihn der Jagdaufseher Grandlinger, dem nicht leicht etwas auskommt, auf frischer Tat ertappt hat. Dennoch wollte er es sich nicht gesagt sein lassen, und der unbändige Wildjägertrieb ist immer wieder durchgebrochen, hat seine guten Vorsätze überrumpelt und ihn in den Wald hinausgelockt. Das Gewehr haben sie ihm weggenommen, aber das hinderte seine Leidenschaft nicht. Er legte Schlingen.

Eines Tages in der Dämmerung nimmt er einen Hasen aus dem Drahtgarn, der sich drin verfangen hat, macht ihm den Garaus und haut damit ab, als er sich plötzlich von hinten her angerufen hört. Der Grandlinger ist es, der Jagdaufseher, er kennt genau seine Stimme. Aber der Sellreiner Sixt laßt sich den Gaul nicht scheu machen, er duckt den Kopf zwischen die Schultern, daß ihn der andere möglichst wenig erkennen kann, packt den Hasen fester am Genickbalg und rennt, was er rennen kann, durch die dichten Fichtenstämme davon ins schützende Walddunkel hinein. Freilich, hinstellen wird er sich, und sich recht genau ins Gesicht schauen lassen und den Hasen abliefern und hernach ins Gefängnis gehen! Das muß schon einem Dümmeren einfallen.

Der Jadgaufseher jedoch erstattete trotzdem Anzeige, wobei er behauptete, in der Person des Wilddiebes ganz genau den Sellreiner Sixt erkannt zu haben, eine Täuschung sei ganz ausgeschlossen, wenn es auch schon dämmerig war, denn solche Leute, wie der einer ist, schaut man sich genau an, daß man sie sogar in stockfinsterer Nacht noch erkennen könnte.

„Keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie der Grandlinger kocht", sagte der Sixt zu seinem Freund Flori, und im übrigen habe er durchaus keine Lust, schon wieder so und so viele Wochen zu brummen, bloß wegen einem so windigen Hasen. Der Grandlinger kann behaupten, was er will, er wird nicht durchdringen, denn er kann sich eben doch getäuscht haben. Es ist dabei bloß nötig, daß

bei Gericht nachgewiesen wird, der Sellreiner Sixt sei an jenem fraglichen Tag zur Dämmerungszeit überhaupt ganz wo anders gewesen als im Sterzengereut draußen mit einem ungesetzlichen Hasen in der Hand.

„Ein Alibi heißt man das“, redete er weiterhin auf seinen Freund ein, „und es kostet dich bloß ein einziges Wörtl, Flori.“

Er trieb und drängte seinen Freund dazu, ihm diesen Dienst zu erweisen, der ihm wer weiß wie viele Wochen Gefangenschaft ersparte, und vor den eindringlichen Worten schmolzen endlich alle „Wenn“ und „Aber“ Floris zusammen, so daß er ihm die falsche Aussage versprach.

Sie kamen überein, bei der Vernehmung anzugeben, daß sie beide miteinander an jenem Abend gegen Halfhausen hinübergegangen sind, aber wieder umgekehrt waren, weil ihnen plötzlich unterwegs erst eingefallen ist, daß sie kein Geld dabei haben. Neun Uhr ist es schon gewesen, als sie wieder heimkamen, schon über eine Stunde Nacht, und da Halfhausen genau in entgegengesetzter Richtung vom Sterzengereut liegt, ist es ganz unmöglich, daß der Sellreiner Sixt derjenige ist, der dort den Hasen gestohlen hat.

„Dann saust er sauber durch mit seiner Anzeige, der Grandlinger!“

„Also, die Hand drauf!“

Und so ward es besiegelt.

Dem Grasleitner Flori war es bei dieser Sache innerlich nicht ganz geheuer, aber er drückte alles, was aus dem Gewissen aufsteigen wollte, wieder hinunter, indem er sich sagte, daß er es wohl für seinen Freund tun kann, ja tun muß, denn das wär' eine saubere Freundschaft, die dem Freund zulieb nicht auch einmal eine kleine Lumperei auf sich nehmen kann, zumal wenn niemand einen nennenswerten Schaden oder Kummer dabei hat; denn ob der Herr Baron von Kelthaus, dem die Jagd gehört, einen Hasen mehr oder weniger im Revier hat, das spielt keine Rolle. Darüber wird er sich kein graues Haar wachsen lassen, das weiß er ja nicht einmal.

Trotz des in der Vernehmung bezeugten Alibis kam es aber dennoch zur Verhandlung, denn der Jagdaufseher rückte um keinen Preis auch nur um ein Jota von seiner Behauptung ab, es sei der Sellreiner gewesen und kein anderer.

Der Angeschuldigte leugnete es hartnäckig ab und verwies immer wieder auf seinen Zeugen, mit dem er doch an jenem fraglichen Abend gegen Halfhausen hinübergegangen war.

Flori führte das übernommene widerspruchlos durch und ließ sich durch keine Kreuz- und Querfragen aus dem Geleis bringen. Freilich, als ihm gesagt wurde, er müsse seine Aussagen beeiden, stieg ihm eine heiße Hemmung auf, aber er überwand auch diese Anfechtung, indem er sich sagte, daß ja niemand einen wesentlichen Schaden habe, sein Freund hingegen einen beträchtlichen Nutzen, wenn die Verhandlung für ihn günstig hinausgeht.

Die Eidesformel wurde vorgesprochen. Da geschah es, plötzlich, als er schon aus letztem Widerstreben heraus die Schwurfinger aufheben wollte, da geschah das Merkwürdige, das ihn vor dem Meineid rettete.

Ganz nahe, aus einem benachbarten Raum offenbar, hub mit einmal Musik zu klingen an, schöne volle Akkorde, von einer Orgel oder einem Harmonium, genau wie in der Kirche, feierlich, weihevoll, sanfte Frömmigkeit in die Seele gießend wie am Sonntag beim Amt, hier im Gerichtsgebäude — und aus den einleitenden Akkorden flocht sich eine Melodie heraus, eine wohlbekannte Weise, deren ehrlichen Text Flori oft und oft gesungen hatte als Bub beim alten Lehrer Reiflinger, dessen Lieblingslied es war:

„Üb' immer Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab . . .“

Man sagt, daß Ertrinkenden oder sonst in naher Todesgefahr Stehenden ihr ganzes Leben in kurzen Sekunden vor Augen abrollt. So ist es in diesem Augenblick auch dem Grasleitner Flori ergangen. Er hörte bei den Klängen des mahnenden Liedes wieder seinen alten Lehrer sprechen, der ihnen die Worte dieses Liedes als treu zu befolgendes Lebensgut ans Herz legte — „und wenn du alles verlierst und bettelarm bist, deine Rechtschaffenheit aber bewahrst und deinen ehrlichen Namen, sauber dasteht vor deinen Mitmenschen und vor deinem Herrgott, dann bist du ein reicher Mann und wenn dir gleich das Gewand in Lumpen vom Leib hängt. . .“

Und sah und spürte sich wieder im Beichtstuhl knien, als kleiner Bub bei seiner ersten Beicht, wo er hatte bekennen müssen, daß er einmal die Mutter angelogen wegen dem leeren Honigtiegel, den er ausgenascht hatte, und hinter dem weißen Tuch des Priesters hinter dem Gitter tönen die tief in die Seele tauchende Worte, daß die Wahrheit zu Kindern Gottes

macht, die Lüge aber zu Kindern des Teufels, welcher der Vater der Lüge ist . . .

Üb' immer Treu' und Redlichkeit . . . das Lied klingt, hier im Gericht, klingt leibhaftig in Floris Ohren, der eben einen Meineid schwören wollte, dem aber nun bei diesem gerade wunderbarerweise warnenden Klang der Arm lahm wird, den er zu schwerer Sünde zu erheben im Begriff stand . . .

„Ich kann den Eid nicht leisten," murmelt er tonlos, mit gesenkten Augen, um nicht sehen zu müssen, wie entsetzt, enttäuscht und verächtlich ihn sein Freund darob anschaut, dessen Blick er dennoch fühlt. Gleichviel, mag er schauen wie er will, mag er von ihm halten was er will, mag er fernerhin zu ihm stehen wie auch immer, — hier heißt es „Freundschaft aus dem Spiel", hier geht es um größere Dinge als irdische Kameraderei, hier geht es um die Redlichkeit, um die Anständigkeit und das ewige Schicksal der Seele; um den Herrgott geht es hier. .

So widerruft er also und gibt zu, daß das Alibi eine verlogene Abmachung ist, und als man ihn fragt, ob Sellreiner ihm den Jagdfrevel eingestanden habe, beantwortet er auch das mit einem klaren Ja.

Der hat ihn nimmer angeschaut, als er nach Wochen aus dem Gefängnis zurückkam, und wenn er ihm zufällig begegnete, wandte er sich weg und spuckte aus.

Der Grasleitner Flori wußte es zu ertragen. Diese Verachtung wurde ihm voll aufgewogen, ja reichlich überwogen durch die friedenspendende Stimme seines Gewissens, die seit jenem Musizieren im Gerichtsgebäude wie eine leise, wundervolle Melodie in seinem Innern weiterklang. Üb' immer Treu' und Redlichkeit!

Er hatte es über sich vermocht, hatte der Stimme gefolgt, die ihn gleichsam wunderbarerweise in jenem bedeutenden Augenblick an die Wahrheitspflicht gemahnt hatte. Nein, keinen Finger breit von Gottes Wegen abweichen, geschweige denn drei Finger breit, drei Schwurfinger breit . . .

Diese unbedingt der Wahrheit zugewandte seelische Haltung, an jenem bedeutungsvollen Tag zu zu voller Entfaltung gekommen, wurde auch dadurch nicht gemindert, daß Flori den natürlichen Umstand erfuhr, der jenem Erklingen des alten ehrlichen Liedes im Amtsgericht damals zugrunde lag.

Im Gewahrsam der Gerichtsvollzieherei befand sich ein Harmonium, das Tags darauf zur Versteigerung gelangen sollte, und das denn auch vom alten Lehrer Reiflinger ersteigert wurde, der es sehr gut für die Chorproben brauchen kann, die er nun Winters nimmer in der kalten Kirche halten braucht, worüber er sehr froh ist mit seinem Rheuma in den Beinen und den zur Gicht neigenden Händen.

An jenem Verhandlungstag hatte er in der Kammer der Gerichtsvollzieherei, die unter dem Sitzungssaal liegt, das Instrument angeschaut und ausprobiert, wobei er gleich nach den ersten Akkorden unwillkürlich in sein Lieblingslied hineingekommen war, nicht ahnend, daß er damit zum himmelsgewollten Werkzeug wurde, einen schwerversuchten Menschen gerade im letzten entscheidenden Augenblick noch von schwerer Meintat abzuhalten, und nicht nur das, sondern ihm dadurch auch für all sein ferneres Leben die aus diesem Ereignis fortzweigende unverbrüchliche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe einzusenken. Denn es ist seither sprichwörtlich geworden, daß man sich darauf verlassen kann, wenn der Grasleitner Flori etwas sagt, denn es stimmt jedesmal aufs Wort, und es wäre gut bestellt auf der Welt, wenn alle Menschen es mit der Wahrheit so genau nehmen möchten wie er, wenn alle in dem Amtsgericht, das sie in ihrer Brust haben (so nennt er zuweilen scherzweise anschaulich das Gewissen), zur rechten Zeit die Musik vernehmen möchten, die ihnen mahnend das alte brave Lied von Treu' und Redlichkeit vorspielt, das sicher durchs Leben leitet, durch dieses zeitliche Leben sicher zum ewigen Leben hin.

Kurze Caritaspredigt in Wortspielen.

Wer will, daß sein Vorhaben soll gerade gehen, der erbarme sich des armen Krummen. Wer wünscht, in seiner Wirtschaft nichts zu übersehen, der habe Erbarmen mit dem Blinden. — Wessen Verlangen dahin geht, daß sein Geld und Gut ganz bleibt, der habe Mitleid mit dem Zerrissenen. — Wer will, daß man von ihm gut rede, der nehme sich eines Stummen an. — Wer groß sein will, der erbarme sich eines Kleinen. — Wer will weise sein, der sei den Waisen Helfer. — Wer will Glück haben, der helfe im Unglück andern. — Wer fortkommen will, helfe anderen fort.

Abraham a Sancta Clara.

Der Korbmacher Heini und der heilige Kaiser

Von Ludwig Schuster

In der kleinen Vorhalle der Kirche zu Frankenfeld im Jura ist an die kalkweiße Wand ein hölzernes Gotteshaus gemalt. So sah die Frankenfelder Kirche vor Zeiten aus, ehe sie der heilige Kaiser Heinrich und seine jungfräuliche Gemahlin Sankta Kunigunde nach dem Brand in Stein wieder aufrichten ließen. Zur dankbaren Erinnerung an diese beiden hohen und heiligen Stifter befinden sich deren Statuen, uralte, nahezu lebensgroße Holzbildwerke, links und rechts zu beiden Seiten an eben dieser Wand neben dem gemalten Holzkirchlein. Die Leute gehen dran vorüber, wenn sie zum Gottesdienst kommen und denken sich nichts oder nicht sonderlich viel dabei, die Kinder erfahren die Bedeutung der beiden Figuren in der Schule, und ab und zu, zur frommerlichen Reisezeit, sieht man dann und wann auch einen Fremden davor in kunstgenießender Betrachtung, von denen der eine und andere wohl auch den bedeutenden Kunsthandelswert zu schätzen weiß, den die alten Gestalten in sich schließen.

Wirklich verehrt aber werden sie nur von einem einzigen Menschen, das ist der alte Korbmacher Heinrich Lautenbacher, und dabei hat wiederum der heilige Kaiser den Vorzug vor seiner Gemahlin. Denn der alte Korbflechter Heini schätzt ihn nicht nur als seinen Namenspatron und Vorbild im gottseligen Lebenswandel und in der christmäßigen Sterbensbereitschaft, die der heilige Kaiser so eindringlich darlebte, sondern fühlte sich ihm auch als Landsmann verbunden, da auch er aus Abach stammte und dort gelebt hatte, ehe ihn das Schicksal nach Frankenfeld verschlug, wo er nun seine alten Tage mit der Anfertigung von Weidenkörben fristete. Aber die Armut dieses dürftigen Gewerbes vermochte nicht, ihn mißmutig zu machen; er war zufrieden im Glück des Glaubens und seiner unvergleichlichen Verheißungen. Er bestrebte sich, seinem Herrgott zu Gefallen zu leben, und als einer der besten Wege hierzu erschien ihm die Verehrung seiner Heiligen. Wenn er an die Mühlach hinunterging, um Weiden zu schneiden, kehrte er nie heim, ohne einen Büschel Blumen mitzunehmen, die er dann vor den beiden Figuren aufsteckte, vor Kunigunde einen kleineren Büschel, zu Füßen Sankt Heinrichs aber einen großen . . .

Eines Tages aber, als er mit einem Arm voll Schlüsselblumen die Vorhalle betrat, um wieder den gewohnten Opferschmuck darzubringen, bemerkte er zu seiner Bestürzung und nicht gelindem Schrecken, daß nur mehr Kunigunde von der Wand herabsah, der Kaiser verschwunden. Nur mehr der Fußsockel war da, auf dem er gestanden, und drüberhalb in der Wand ein Mauerhaken, der ihn festgehalten hatte, doch das nicht gut genug, wie sich nun leider durch die schlimme Abwesenheit zeigte. So bekam diesmal die heilige Kunigunde alle Blumen, und das rasch, ohne lange Gebetswidmung, denn der Körbelheini eilte allsogleich zum Pfarrer, um ihm das Verschwinden des heiligen Kaisers zu melden. Der kam, gleichermaßen bestürzt, besah sich die leere Stelle an der Wand und hielt bei Mesner und Kirchenpfleger Nachfrage, ob sie etwa über den Verbleib der Statue Bescheid wüßten. Sie schüttelten die Köpfe, und auch sonst wußte niemand, wohin die Kaiserfigur gekommen sein könnte, so daß man wohl das Schlimme annehmen mußte, die Figur sei ihres Altertumswertes wegen gestohlen worden. Es wurde nachgeforscht, die Polizei verständigt, und der Verlust im Bezirksblatt bekannt gemacht, aber alles Bemühen, den Weggebrachten beizubringen, blieb vergeblich.

Fast ohne Unterlaß ging der alte Körblheini den heiligen Antonius um seine Fürbitte und Mithilfe an, er möge doch als Patron der abhanden gekommenen Dinge für die Wiederbeibringung seines Mitheiligen Sorge tragen. Heini war überzeugt, seine Bitte werde um so eher Erhörung finden, da es sich um kein eingenes und weltliches Anliegen handelte, sondern um eine kirchenfromme Angelegenheit. Um das Gelingen zu fördern, steckte er in seiner treuen Verehrungskraft vor St. Antonius' Bild eine große Kerze auf, was ein um so

größeres Opfer bedeutete, als er zu deren Kauf das Geld hernahm, welches er sich für die Eisenbahnfahrt zur Stadt zurückgelegt hatte. Alle drei Wochen nämlich begab er sich mit einer großen Rükkenlast von Körben in die Stadt, um sie dort zum Verkauf zu halten. Diesmal litt es nun eben die Bahnfahrt nicht. Er nahm die sieben Stunden Weg unter die alten Füße und schritt dahin, in Staub und Schweiß zwar, aber ohne Ächzen und Groll, eingedenk der guten Sache und seinem lieben heiligen Kaiser Heinrich zugunsten. „Komm uns nur bald wieder heim, dann ist alles recht," murmelte er jedesmal vor sich hin, wenn er rastete und sich das Hutleder trocknete . . .

Mitleid mit dem halb erschöpften Alten war wohl die Ursache, daß er diesmal in der Stadt seine Korbware rasch an den Mann brachte und ihm alsbald der Erlös dafür in der Rocktasche klimperte. Schon wollte er sich wieder auf den Heimweg machen, da geschah es, daß er in der Straße gegen Bahnhof zu wie gebannt vor einem Laden mit Trödel und Altertümern stehenbleiben mußte. Heiliger Gott, wahrhaftig! Da lehnte der heilige Kaiser Heinrich an einem altersbraunen Ledersessel, dem das Werg aus den geplatzten Nähten schaute, zwischen Leuchtern, Krügen, Uhren, Spinnrädern, Rüstungen und noch mancherlei anderem Museumskram, lehnte wahrhaftig da, in dieser unwürdigen Umgebung, hier in der Stadt, in böse Weltlichkeit verbannt, sein Namenspatron und Landsmann, der Hochverehrte, die gestohlene Figur von Frankenfeld, und schaute zu ihm heraus, wie er oft zu ihm herabgeschaut hatte daheim, wenn er ihm Blumen brachte. Aber es war fast, als sehe des Kaisers Auge, obwohl nur geschnitzt, heute und hier trüber drein und traurig voll Kummer, daß ihm das angetan worden war, und als flehte er stumm um Befreiung. Dem alten Körblheini wenigstens schien es so. Unwillkürlich griff er nach seinem Hut und lüpfte ihn ehrerbietig zum Gruß vor der lieben verehrten Gestalt, die so unvermutet wiederzusehen ihm durch Gottes Fügung und offenbare Mitwirkung des heiligen Antonius vergönnt war. Dann aber besann er sich nimmer lang, sondern drückte die Türklinke und betrat das Verkaufsgewölbe, um seinen entführten Kaiser zu befreien und heimzuholen. Der Händler fragte verwundert nach seinem Begehr, denn daß der bestaubte und abgearbeitete Alte nicht als Käufer für eines der kostspieligen Altertümer in Betracht komme, das sah er auf den ersten Blick. „Wie kommt unser Kaiser da herein in diese Bude?" fragte Heini streng und fordernd, als gelte es, hier zu Gericht zu sitzen über einen unerhörten Frevel. Da erfuhr er, daß die Figur von einem Unbekannten zum Kauf angeboten worden war.

„Gestohlen ist er, der heilige Kaiser, ein Lump ist es gewesen, der ihn hierhergebracht hat, heraus damit, ich nehm' ihn mit, auf der Stelle, er muß wieder heim, er gehört ganz wo anders hin als hier unter dieses wurmstichige Graffl!" In heiligem Zorn rollte Heini die Augen und schlug die Faust auf den Ladentisch. Der Händler hatte große Mühe, ihn einigermaßen zu beruhigen. Er lächelte süßsauer und hielt ihm entgegen, daß das nicht so rasch gehe, so mir nichts dir nichts und

Ein Freund

Ein Freund soll wie ein Brunnen sein!
In den du alles senkst hinein,
Was dich beschwert, was dich bedrückt,
Was dich erhebt, was dich entzückt!
Ein Freund soll wie ein Brunnen sein!
Steht deine Welt im Sonnenschein,
So faßt sein Widerschein dein Glück
Und wirft es dir verklärt zurück.
Doch macht ein Leid dein Herze wund,
So bannt er's tief auf seinen Grund,
So wie der Bronn den grauen Tag
Der Welt nicht widerspiegeln mag.
Ein Freund soll wie ein Brunnen sein!
So wahr und klar, so tief und rein!

ohne Beweise, da könne jeder kommen und das sagen und ihm seine Ware wegführen. Aber Heini, indem er sich heftig dagegen verwahrte, daß der Kaiser Heinrich überhaupt keine Ware sei, sondern eine hochzuverehrende heilige Person, griff nach der Figur und riß sie an sich. Immer schwieriger wurde es dem Händler, seinen Standpunkt zu vertreten. „Ich zweifle ja nicht," versuchte er den von heißer Leidenschaft befallenen Alten zu begütigen, „daß es wahr und richtig ist, was Sie sagen, und daß ich es mit einem grundehrlichen Menschen zu tun habe, aber die Dinge müssen doch schließlich ihren geordneten Gang gehen." Heini ließ sich nun doch dazu bestimmen, seinen Eifer ein wenig zu mildern, und hörte auf die weiteren Darlegungen des Händlers. „Hören Sie, die Sache ist so. Ich bin natürlich nicht blindlings vertrauensselig gewesen und habe das Angebot gleich mit Haut und Haar angenommen. Ich habe vorerst nur zwanzig Mark Angeld gegeben und die Auszahlung des Wertes davon abhängig gemacht, daß die Herkunft der Figur schriftlich nachgewiesen wird. Ein wenig Verdacht hatte ich nämlich schon von vornherein, denn der mir die Figur anbot, hat nicht gerade einen Vertrauen erweckenden Eindruck gemacht. Er versprach aber, dieser Tage wiederzukommen und das verlangte Schriftstück vorzulegen."

„Lug und Trug!" wetterte Heini und nahm seinen Kaiser abermals enger an sich.

Im selben Augenblick betrat ein Mann den Laden, an den sich der Händler sogleich mit den Worten wandte: „Das trifft sich aber gut! Hier ist er, von dem wir sprechen!" Das Schriftstück wurde verlangt, und der nichts ahnende Dieb nestelte auch tatsächlich ein Papier aus der Rocktasche, auf dem geschrieben stand, daß die Figur aus Kirchenbesitz stamme und bei der Säkularisation von dem und dem mit Namen genannten Herrn erworben worden sei. Noch ehe aber der Händler sein Mißtrauen äußern konnte, hatte der Körblheini den Halunken schon am Rockkragen, schüttelte ihn mit seinen derben Korbflechterfäusten hin und her wie einen Zwetschgenbaum im Herbst, und wie bei diesem die Zwetschgen herunterpurzeln, so wurde nun unter dieser Behandlung beim Dieb das Geständnis locker und kollerte nach bald aufgegebener anfänglicher Gegenwehr betroffen hervor. Er winselte um Schonung und stammelte bleich von großer Not, die ihn dazu getrieben habe. „Beichte und bessere dich!" riet ihm Heini, ließ locker und schubste ihn zur Tür hinaus, worauf er sich unverzüglich seinem Heiligen zuwandte, um ihn nun endgültig an sich zu nehmen, nachdem der Fall so eindeutig klargelegt war. Aber der Händler klopfte ihm auf die Schulter, lobte ihn zwar für sein erfolgreiches Eingreifen, rügte aber auch zugleich, daß er besser getan hätte, den Kerl nicht so rasch laufen zu lassen. Da seien nämlich noch die zwanzig Mark, die er für die Figur anbezahlt, und deren Verlust ihm niemand zumuten könne.

Heini lächelte geringschätzig, griff ohne Zögern in seine Rocktasche, als sei er ein Millionär und nicht der arme Korbflechter, und mit einer Miene, die zu besagen schien: „Für meinen heiligen Kaiser ist mir nichts zu viel!", legte er das Silber auf den Tisch, seine ganze Barschaft. Genau so viel hatte er heute beim Korbverkauf eingenommen. Aber das wußte der Altertumshändler nicht, er sah nur die große, schöne Geste, aus der zu erkennen war, daß die Seele dieses Alten unendlich höhere Werte kannte als Geld und Gut . . .

Mit den Stricken, daran er die Körbe zum Markt getragen hatte, band sich Heini den teuren Heiligen auf den Rücken, machte sich auf den Weg, langsam schlendernd unter der lieben Last, aus der lauten Stadt hinaus, in die stilleren abendlichen Felder, die lange Straße der Heimat herunter. Die Nacht brachte er im Walde zu, seinen wiedergewonnenen heiligen Patron und Landsmann eng umschlungen an sich gepreßt. Über alle Maßen froh, setzte er im ersten Morgengrauen seinen Weg fort, unter den schweigenden Tannen hin, stapfte durch die kirchenstille Waldeinsamkeit gleich einer fleischgewordenen Legendengestalt aus starken Glaubenszeiten, seine heilige Bürde auf dem Rükken und im Herzen Dank und Glück.

Merkwort

Der Tränen werden hier viele geweint,

Solange uns des Lebens Sonne scheint,

Und mancher Engel, er ist auserwählt,

Auf daß er unsere stillen Tränen zählt,

Doch aller Tränen heiligste, sie rinnt,

Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Erstes Kapitel.

Rosa wird von einer guten Mutter erzogen.

An den südlichen Grenzen Schwabens, in jenen malerischen Gegenden voll blühender Täler und waldiger Hügel, hinter denen sich in blendendweißer Pracht die Schneegebirge der Schweiz erheben, stand vor uralter Zeit auf einer hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenspitze das ansehnliche Schloß Tannenburg. Noch Jahrhunderte, nachdem es zerstört worden, machten die zerfallenen Türme und die bemoosten Mauern, zumal wenn sie von der untergehenden Sonne gerötet oder von dem Mond mit bleichem Silberlicht beleuchtet waren, einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Wanderers. Er segnete in seinem Herzen die edlen Menschen, die ehemals hier gewohnt und weitumher die ganze Gegend beglückt hatten, und stützte sich, von dem schauerlichen Gefühle der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge ergriffen, wieder auf seinen Stab.

Auf diesem Schlosse lebte ehemals Ritter Edelbert mit seiner Gemahlin Mathilde in der seligsten Eintracht.

Edelbert war ein sehr tapferer Ritter. So rauh aber sein Beruf war, Schwert und Lanze zu führen, so sanft und mild war sein Sinn. Unter dem eisernen Panzer schlug ein Herz voll Menschlichkeit. Er war ein überaus leutseliger Herr, ein biederer deutscher Mann und ein gütiger Beherrscher seiner Untertanen. Der Herzog von Schwaben ehrte ihn als seinen Freund und selbst der Kaiser hatte ihn vor allen übrigen Rittern sehr rühmlich ausgezeichnet.

Mathilde, Edelberts Gemahlin, galt wegen ihres Verstandes, ihrer Frömmigkeit und ihrer Wohltätigkeit gegen die Armen für die vortrefflichste Frau weitumher; überdies war sie von ganz ausnehmender Schönheit.

Ritter Edelbert befand sich in jenen unruhigen kriegerischen Zeiten wenig auf seinem Schlosse; er begleitete den Herzog auf dessen Kriegszügen und war oft jahrelang im Felde. Mathilde aber fand während der Abwesenheit ihres Gemahls die süßesten Freuden in der Gesellschaft ihres einzigen Kindes, eines zarten Mägdeleins, das Rosa hieß und an trefflichen Geistesgaben und an Schönheit der Gestalt der Mutter glich. Dieses hoffnungsvolle Kind gut zu erziehen, war die größte Sorge der liebenden Mutter. Da sie selbst von Herzen fromm und gut war, so konnte es ihr nicht schwer werden.

Sie lehrte ihre Tochter vor allem Gott erkennen und suchte kindliche Liebe zu dem Vater im Himmel ins zarte Herz zu pflanzen. Die edle Frau hatte Sinn und Gefühl für die herrlichen Werke der Natur und konnte sie mit großer Andacht betrachten und sich von Herzen darüber freuen. Von dem hohen Bogenfenster ihrer gewöhnlichen Wohnstube, an dem sie viele Stunden des Tages bei ihrer Arbeit zubrachte, hatte man eine prachtvolle Aussicht. Himmel und Erde gewährten, von dieser Höhe betrachtet, einen unbeschreiblich schönen, herzerhebenden Anblick und gaben der guten Mutter mannigfaltigen Anlaß, ihre Tochter auf die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes in seinen Werken aufmerksam zu machen.

An einem herrlichen Sommermorgen weckte sie die kleine Rosa besonders frühe, um ihr die Pracht des Sonnenaufganges zeigen zu können.

„Komm! liebes Kind," sprach sie, „und schaue dir das Wunder an! Dort, wo der Himmel so hell erglüht, wird die Sonne in ihrem goldenen Kleide heraufkommen. Sie hat ihre Boten schon vorausgeschickt. Sieh die zarten Wölkchen, in feuriges Rot getaucht! Die fernen Schneegebirge hinter den dunkelgrünen Wäldern mit den vergoldeten Kuppen und Gipfeln! Die hellen Strahlen, die unermeßlich hoch zum Himmel zeigen! Und nun — nun kommt die Königin des Sternenhimmels selbst in ihrer vollen Pracht. Ihr Licht überstrahlt die Berge und ergießt sich über die Erde, dringt in jedes tiefe Tal und in den kleinsten Winkel. Es lockt die Menschen und die Tiere, die Blümlein und die Gräser. — Die fröhlichen Landleute gehen neugestärkt an ihr Tagewerk: Der Hirte führt die Herde dem saftigen Talgrunde zu, der Schäfer zieht mit seinen Tieren auf den Hügel, die Sensen der Mäher rauschen durchs blumenreiche Wiesengras und der Bauer sieht auf dem Acker die Halme der Ernte entgegenreifen.

Auf dieses Bild des Segens und der Freude sieht Gott mit väterlichen Augen herab. Er blickt mit der gleichen Liebe auf die Schlösser wie auf die Hütten, auf die Großen wie auf die Kleinen. Und die Schönheit seiner Erde ist für uns alle."

Da faltete denn das Mägdelein die kleinen Händchen und sprach:

„O, guter, lieber Gott, wie danke ich dir, daß du alles so schön gemacht hast!"

Die abwechselnden Jahreszeiten mit ihren mancherlei Schönheiten und reichlichen Gaben boten immer neue Gelegenheiten zu erbauenden Zwiegesprächen. Rosa lernte an den Geschöpfen sich zum Schöpfer erheben; sie dachte bei dem Anblick einer schönen Blume oder lieblichen Baumfrucht mit erfreutem Herzen an ihn und dankte ihm voll der kindlichsten Liebe für seine Wohltaten.

Die fromme Mutter erinnerte sich mit Vorliebe ihrer Jugend- und Schulzeit, in der sie die heilige Geschichte kennen gelernt hatte, und erzählte, während sie spann oder stickte, der horchenden Tochter oft stundenlang davon. Rosa wanderte mit der Mutter gleichsam in das Paradies, in die Häuser der Patriarchen, in die Wüste der Israeliten und in das Land, das von Milch und Honig floß.

Am liebsten hörte Rosa von Jesus Christus erzählen. Sie freute sich mit den Engeln und Hirten des göttlichen Kindes in der Krippe zu Bethlehem und opferte mit den Weisen aus dem Morgenlande dem neugeborenen Könige die kindlichsten Empfindungen der Anbetung und des Dankes, die köstlicher als Gold und Weihrauch waren. Sie sah den holden Himmelsknaben in der Hütte zu Nazareth, wie er der heiligen Mutter und dem frommen Nährvater gehorchte, wie er betete und arbeitete.

Sie begleitete in Gedanken den göttlichen Lehrer auf seinen Reisen durch das Gelobte Land und stand im Geiste unter seinen Zuhörern am Berge, am See oder im Tempel. Die innigste Freude erfüllte ihr Herz als sie vernahm, wie er, der göttliche Kinderfreund, die Kleinen liebreich zu sich rief und sie segnete; wie er den trauernden Eltern des gestorbenen Mädchens sagte: „Das Kind schläft nur!" und es aufweckte, wie er zu dem toten Jüngling auf der Bahre sprach: „Steh auf!" und ihn der weinenden Mutter wieder lebend zuführte. Sie liebte ihn von Herzen — und vertraute auf ihn in jeder Not. Als endlich die Mutter von den Leiden erzählte, die er, der Schuldloseste, aus Liebe zu den Menschen auf sich nahm, und wie er, am Kreuze blutend noch mit erblassenden Lippen für seine Mörder um Erbarmen zum Vater im Himmel flehte, da flossen die hellen Tränen über Rosas zarte Wangen. Sie gelobte in ihrem Herzen, dem, der auch für sie starb, ihr ganzes Leben zu weihen.

Wie die Mutter innige Liebe zu Gott in das Herz ihrer Tochter pflanzte, so wollte sie auch, daß die Liebe zu allen Menschen darin Wurzel fasse. Ihre mütterliche Liebe gewann ihr die kindliche Liebe von selbst. Ebenso liebte Rosa ihren Vater, obwohl er wenig daheim war, mit kindlicher Zärtlichkeit, weil die Mutter immer mit herzlicher Liebe von ihm sprach. Wenn die Mutter sagte: „Mache doch, daß ich dem lieben Vater, wenn er kommt, nichts als Gutes von dir erzählen kann!", so war das für Rosa die kräftigste Ermunterung zum Guten. Und kam dann der Vater wirklich nach Hause, so bemühte sie sich, ihm nichts als Freude zu bereiten.

Der Vater aß die Pfirsiche, die nur ein einziger Baum an der Schloßmauer trug, mit Vorliebe. Die Mutter brach einst die ersten reifen Früchte des Baumes, teilte sie in drei Teile, für den Vater, sich und Rosa, sagte aber dabei: „Die meinigen werde ich dem Vater geben." Sogleich sprach Rosa: „Ich werde es auch so machen."

Um alle Welt hätte sie keine davon gegessen. Mit freudiger Geschäftigkeit ordnete sie alle Pfir-

siche in ein zierliches Körbchen, legte sie so, daß ihr liebliches Rot recht schön in das Auge fiel, und brachte sie dem Vater. —

Mathilde war es gewohnt, wahrhaft Dürftige mit Geld oder Lebensmitteln zu unterstützen. Viele dieser Gaben ließ sie durch die Hand ihrer Tochter austeilen, damit diese die Seligkeit des Gebens aus Erfahrung kennen lernen möge: Sie wußte Rosas Mitleid für fremde Not anzuregen und sie dahin zu bringen, ihr eigenes Vergnügen dem Wohle anderer aufzuopfern.

Rosa bekam einst von dem Vater ein Goldstück zu ihrem Geburtstage. Der Vater sagte, sie möchte sich dafür anschaffen, was ihr das Angenehmste wäre. Rosa tat eine Menge Fragen an die Mutter, was für schöne Sachen man für dieses Gold wohl bekommen könnte. Die Mutter nannte allerlei und die erfreute Rosa konnte gar nicht mit sich einig werden, was sie wählen sollte.

Jetzt ließ sich aber eine arme Witwe melden, die ihre einzige Kuh durch die Seuche verloren hatte. Die Mutter rief die Witwe herein, hörte sie an und sagte:

„Ach, mein Gott! das ist ein großes Unglück für euch; allein, ich habe gerade in diesen Tagen schon vielen Leuten Geld gegeben. Ich werde kaum mehr so viel entbehren können, da ich doch noch das Nötigste für die täglichen Ausgaben behalten muß."

Sie ging indessen, brachte Geld und zählte es auf den Tisch.

„Mehr kann ich euch nicht geben," sprach sie traurig; „wenn ihr noch einen Goldgulden weiter hättet, so könntet ihr darum eine schöne Kuh kaufen."

Da lief Rosa eilends fort, holte ihr Goldstück herbei und legte es zu dem hingezählten Gelde.

„Ich habe ja schon Kleider genug," sagte sie; „die arme Witwe hat die Kuh viel nötiger als ich ein neues Kleidungsstück."

Das arme Weib weinte vor Freude und wollte Rosas Hand küssen. Da es fort war, umarmte die Mutter ihre Tochter und sprach:

„Du hast dich wohlgehalten, liebe Rosa,; dein tätiges Mitleid ist mehr wert als zehntausend Goldstücke und als aller Putz dieser Welt."

Die Mutter gewöhnte Rosa von zarter Kindheit an zu einem freudigen Gehorsam. Was daher nicht erlaubt werden konnte, schlug sie kurz und bestimmt ab. Die kleine Rosa suchte, wie alle Kinder, anfangs manches zu erbitten. Vergeblich! An Mutters Anordnung hin mußte jede Beschäftigung aufgegeben, jedes Spiel unterbrochen werden.

Jedoch an allzuvielem Verbieten und Befehlen hatte die Gräfin keine Freude.

„Es sind nur wenige Gebote nötig," sagte sie; „diese müssen aber genau befolgt werden."

Es war der Mutter eine Freude, ihrer geliebten Rosa von den schönsten Früchten des Gartens reichlich zu geben. Allein Rosa mußte sie verdienen. Und Rosa gab sich die redliche Mühe.

Wenn Rosa einen Fehler gemacht hatte, so durfte sie nicht mit der Mutter in den Garten. Dies war Strafe genug. Und wenn die Mutter mit ernstem Blicke sagte: „Das hätte ich von dir nicht geglaubt! Betrübe mich doch nicht!" — so hatte Rosa keine Ruhe mehr, bis die geliebte Mutter wieder lächelte.

Die treffliche Frau, die man nie müßig sah, hielt sehr darauf, ihre Tochter immer zu beschäftigen. Wenn sie bei ihrer Arbeit saß, so mußte auch die kleine Rosa etwas zu tun haben. Sie sah ihr mit Wohlgefallen zu und sagte wohl auch bei sich selbst: „Der emsige Fleiß des Kindes nützt freilich noch nicht recht viel im Hause; allein er hat für das Kind selbst einen großen Nutzen. Er bewahr es vor Langweile und übler Laune und gewöhnt es an ein tätiges Leben."

Rosa lernte sehr früh fertig und zierlich spinnen und bald wußte sie auch die Nähnadel geschickt zu führen. Sie verfertigte sich unter Anleitung der Mutter aus der selbstgesponnenen Leinwand ein Kleid und hatte darüber große Freude.

Mathilde besorgte, wie es damals Sitte war, die helle, glänzend reine Küche selbst. Auch da wußte sie für Rosa irgend ein kleines Geschäft ausfindig zu machen und wäre es auch nichts weiter gewesen als Erbsen auszulesen oder Bohnen anzufäden. Die angenehmste Beschäftigung aber fand die Mutter in dem schön angelegten Schloßgarten, zumal die Bewegung in der frischen Luft ihrer Gesundheit sehr wohlbekam. Auch Rosa zeigte bald Lust zur Gartenarbeit. Die Mutter wies ihr einige besondere Gartenbeete an und ließ ihr einen kleinen Rechen, eine kleine, niedliche Gießkanne und anderes kleines Gartengerät machen. Da gab es nun von den ersten Frühlingstagen an, in denen die lieblich rote Pfirsichblüte hervorkam, bis tief in den Herbst hinein immer etwas für Rosa zu tun. Mit großer Emsigkeit legte sie Gesäme in die Erde und setzte jun-

ge Pflänzchen; sie begoß die nützlichen Gewächse und jätete das keimende Unkraut aus; sie häufelte um den jungen Kohl her die Erde auf und band die emporrankenden Erbsenstauden an die Stäbe. Als die ersten süßen Gartenerbsen, die Rosa gezogen und gekocht hatte, auf den Tisch kamen, hatte sie kein geringes Vergnügen; sie glaubte, nie habe ihr eine Speise so wohl geschmeckt.

„Das sind die süßen Früchte des Fleißes," sagte die Mutter.

Wie die Mutter darauf bedacht war, ihre kleine Rosa immer zu beschäftigen und mit den Beschäftigungen weislich abzuwechseln, so ließ sie es ihr auch nicht an Erholung fehlen. Zwei- oder dreimal in der Woche durften einige arme, aber wohlgesitette Mädchen von Rosas Alter auf Besuch kommen. Unter diesen zeichnete sich besonders eines, namens Agnes, durch Gutherzigkeit aus. Rosa bewirtete allemal zuerst ihre kleinen Freundinnen mit Milch, Obst und Kuchen; dann spannen sie eine Zeitlang und machten hierauf in der Wohnstube oder in dem Garten ein Spiel. Die Mutter hatte aber die Kinder, ohne daß diese es eben bemerkten, immer im Auge und hörte alles, was sie miteinander redeten. Sie gab die Spiele an und sorgte für Heiterkeit und Fröhlichkeit. Rosa war nach solchen Tagen seelenvergnügt und deshalb zu jedem Geschäfte willig.

Ganz vorzüglich war die weise Mutter darauf bedacht, daß die keimende Eitelkeit und die Liebe zum Putze für Rosas Herz nicht verderblich werde. Eines Tages, da Rosa schon etwas mehr herangewachsen war, kam der Herzog nach Tannenburg, um seinen Freund Edelbert zu besuchen. Mehrere Ritter und Rittersfrauen aus der umliegenden Gegend wurden eingeladen. Rosa mußte in einem ihrem Stande angemessenen Putze erscheinen; sie war in reiche Stoffe gekleidet und mit Edelsteinen geschmückt. Die fremden Herren und Frauen lobten die Schönheit und den Putz des Fräuleins über die Maßen und sagten ihr viele Schmeicheleien, die Rosa nicht ungern vernahm.

Als die vornehmen Gäste fort waren, sprach die Mutter zu Rosa:

„Die Worte, die diese Herren und Frauen dir sagten, sollst du recht vorsichtig aufnehmen. Sie wußten nichts an dir zu loben als diese glänzenden Flitter, die dir nur angeheftet sind und die du jetzt wieder ablegst. Dem Kunstweber und dem Steinschleifer galten ihre Lobsprüche, nicht dir. Nur deine äußere Schönheit rühmten sie, die nicht dein Verdienst ist. Wenn an dir sonst nichts lobenswert wäre, so würde ich wohl eine recht unglückliche Mutter sein. Meine liebe, gute Rosa, trachte doch nur nach solchen Eigenschaften, die dir wahrhaftig zur Ehre gereichen." —

Sie nahm ihr den Schmuck ab und legte ihn ernst in das zierliche Schmuckkästchen.

„Ach!" sagte sie, „was sind diese Kleinodien gegen ein edles Herz? Sie können mich nimmer glücklich machen. Edle Gesinnungen und Taten allein sind die rechten Edelsteine."

Mehr als alles aber, was Mathilde sagen konnte, um Rosa gut zu erziehen, wirkte ihr eigenes schönes Beispiel. Das ganze Betragen der Mutter war gleichsam ein heller, reiner Spiegel, in dem die Tochter den ganzen Tag vor Augen sah, wie sie beschaffen sein solle und was sie werden müsse. Sie sprach nie ruhmredig von sich selbst. Keinem Menschen ließ sie ihren Vorzug an Rang, Reichtum und Einsichten empfinden. Ihr mildes, freundliches Angesicht ward nie durch Zorn entstellt. Nie redete sie Übles von andern; nie kamen tadelsüchtige oder tadelnswürdige Worte aus ihrem Munde. Vorzüglich aber machten ihre Frömmigkeit und Menschenfreundlichkeit auf das Herz der Tochter einen solchen Eindruck, daß er in ihrem ganzen Leben hindurch nicht mehr erlosch.

In der Burg befand sich eine altertümliche Kapelle, auf deren Fenstern Begebenheiten aus der heiligen Geschichte mit den lebhaftesten Farben abgebildet waren. In dieser Kapelle kniete die fromme Mutter öfter mit einer Ehrerbietigkeit und Innigkeit vor dem Altare, daß man es ihr ansah, sie sei ganz in Gott versunken. Die betende Mutter war für Rosa ein himmlischer Anblick und erhob auch ihr Herz zum Himmel. Rosa sah es hier mit Augen und fühlte es tief im Herzen: Die edelste und seligste aller Empfindungen ist die wahre Andacht. Das schönste Buch hätte sie nicht so klar und so anschaulich davon überzeugen können.

Fortsetzung folgt.

„Die äußeren Sicherungen sind eine stete **Versuchung, kraftlos zu werden und am Kreuz vorbeizuschleichen."**

FATIMA STUDENT BURSE

Immer lauter spricht die Welt von den Ereignissen zu Fatima. Man beginnt Marias Botschaft ernst zu nehmen. Tausende und Abertausende beugen sich den zu Fatima ausgesprochenen Wünschen Marias, betend, büßend, und nach neuer Gottesliebe suchend. Ohne Gebet, ohne Buße und ohne Gottesliebe muß die Welt, und mit ihr das Katholische in der Welt, zugrunde gehen.

Wir wollen Missionspriester heranbilden, die sich als Oblaten ganz in den Dienst Marias stellen. Hier ist dir Gelegenheit geboten, Bußalmosen zu geben. Könntest du nicht mithelfen, durch eine kleine Gabe einem armen Priesterstudenten zur Gnade des Oblatenpriestertums zu verhelfen? Könntest du es nicht aus Liebe unserer guten Mutter von Fatima tun? Jede Gabe, sei sie auch noch so klein, ist freundlichst angenommen. Es ist unser Ziel, 6,000 Dollar zu sammeln, die wir für eine ewige Freistelle in unserem Oblatenpriesterseminar zu Battleford anwenden möchten. Schreibe an den Schriftleiter. Deine Gabe ist Brief an Maria.

Bisher eingenommen:	$183.00
Ein Freund, Bruno, Sask.	2.00
Otto Hummel, Little Britain, Man.	1.00
Ein Freund, Petersfield, Man.	1.00
J. Koch-Hummel, Petersfield, Man.	1.00
	$187.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER
CAPITAL DRY CLEANERS
1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.
CLEANING — PRESSING — REPAIRING
Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed
Country Orders are given Special Attention.

FUHRMANN & COMPANY
MEATS AND SAUSAGES
PHONE 7615 REGINA, Sask.
We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.
Corner 10th Ave. and St. John St.

GEREIN & HEALD
Barristers, Solicitors and Notaries
A. B. Gerein, B.A., LL.B.
D. V. Heald, B.A., LL.B.
401 Kerr Blk. Phone 4105

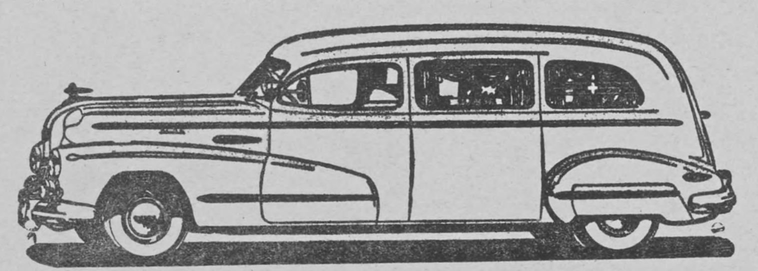
Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.
Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

MID-WEST COAL COMPANY
Arcola & 11th Ave.
Phone
Res. 29029 Office 5166
Dealers in
COAL, WOOD & FUEL OIL

WESTERN CANADA'S FAVOURITE CLOTHES FOR MEN


"Ware's Wares Wear Well"
1719 Scarth St. —:— REGINA

Burns Hanley Co.
announces the
Opening of a branch store
located at
120-3rd Avenue, North,
SASKATOON, Sask.
Full line of church supplies.

SPEERS AMBULANCE
PHONE 23232

PHONE 4433
DAY AND NIGHT SERVICE